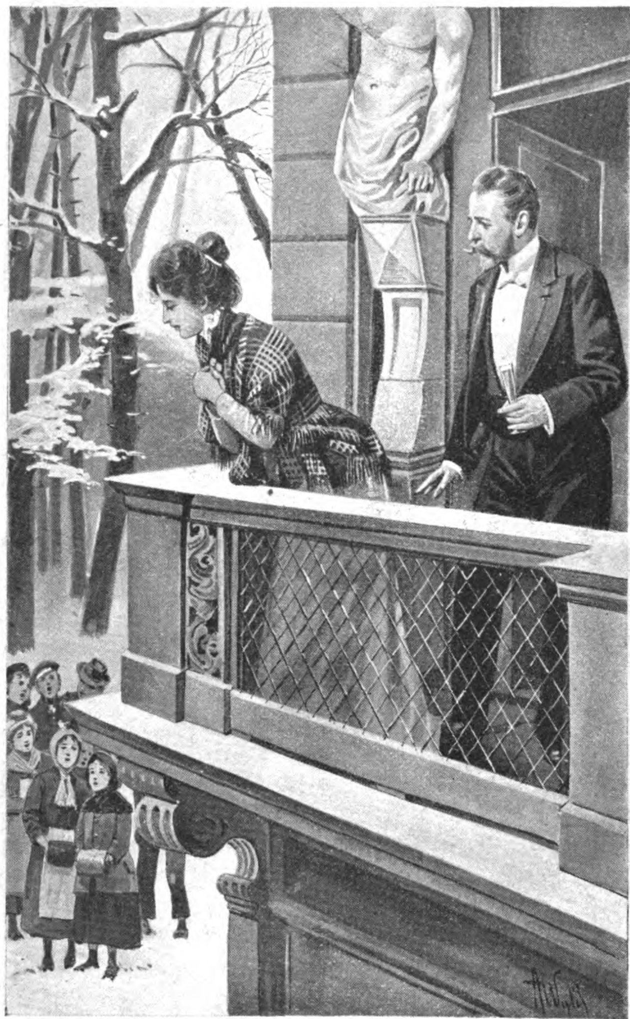


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

MDCCCXC


Aus der Bibliothek
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novellette „Christkindl“ von Paul Oskar Höcker. (S. 89)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

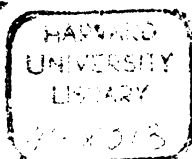
Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1902 · Fünfter Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft





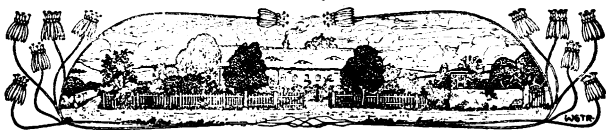
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







An Bord des „Siegfried“.

Roman von Friedrich Thieme.



(Fortsetzung und Schluss.) (Nachdruck verboten.)

ch muß gestehen, ich fühlte mich in dem Hafenrestaurant durchaus nicht behaglich. Doch der Zweck mußte in diesem Falle das Mittel heiligen. Reinhold Kämpf war bald ganz in dem Zustande, in dem ich vielleicht etwas herausbekommen konnte. Unter keinen Umständen mochte ich mir die Gelegenheit entgehen lassen. Bald hätte ich allerdings meine gute Absicht teuer bezahlt. In diesen Schenken sind Messerstechereien und Raufereien an der Tagesordnung, die Mehrzahl der Besucher bestand aus Matrosen und italienischen Arbeitern, welch letzteren bekanntlich das Messer sehr locker in der Tasche sitzt.

Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, als sich plötzlich um die hübsche Französin, welcher Kämpf seine Huldigungen darbrachte, ein Streit erhob. Sie saß neben einem Matrosen, und ein anderer verlangte, sie solle sich jetzt zu ihm setzen, das erfordere die Gerechtig-

keit. Sie sei für alle Gäste und nicht für einzelne da. Anfangs bombardierten die feindlichen Parteien sich nur mit Injurien und höhnischen Glossen, bald jedoch wurden die Stimmen immer lauter und heftiger, die Blicke und Gesten drohender. Kämpf in seiner Weinlaune fühlte sich zum Ritter des Mädchens berufen. Vergebens suchte ich ihn zurückzuhalten, er hörte nicht auf mich. In der nächsten Minute schlugen und stachen die rohen Gesellen aufeinander los, von allen Tischen sprangen die Gäste auf, einige um mitzumachen, andere um Frieden zu stiften, kurz, durch den Rauch und Dunst hindurch vernahm man nur noch wüstes Gebrüll der Streitenden.

Trotz der Gefahr, die mich persönlich bedrohte, erfaßte ich Kämpf am Arme, um ihn aus dem Gewühl zu entfernen. Doch das war leichter versucht als gethan. Ein riesenhafter Kerl in der Tracht der Gauchos hielt ihn gepackt und suchte ihm das Messer zu entwinden, das der junge Mann zu seiner Verteidigung in der Hand schwang. Umsonst versuchte Kämpf, sich freizumachen, es gelang ihm nicht, der Gaucho hielt ihn fest und preßte mit seiner Riesenfaust die Kehle des Widerstrebenden zusammen. In seiner Angst führte Kämpf mehrere heftige Stöße mit dem Messer nach dem Argentinier. „Verfluchter Gringo!“ brüllte dieser und ließ ihn los, worauf der Befreite schleunigst der Thür zustrebte.

Ich ließ ihn jedoch nicht fahren, sondern hielt ihn fest, fest wie in einem Schraubstocke. Während des Kampfes, dessen Zeuge ich eben gewesen, war die Ueberzeugung von seiner Schuld gleich einer Inspiration über mich gekommen. Niemand als er, Reinhold Kämpf, hatte den Kassierer auf dem Schiffe ermordet, mit der linken Hand hatte er den Stoß geführt, wie ich ihn

auch hier das Messer mit der linken Hand hatte schwingen und ihn den Stoß mit der linken Hand hatte führen sehen!

Noch fehlte mir jedoch, um handeln zu können, sein Geständnis. Um es ihm zu entreißen, beschloß ich, ihn zu überrumpeln, seine Aufregung, seinen Schrecken zu benutzen. Sobald wir unten an der Thür angelangt waren, blieb ich stehen, preßte seinen Arm, den ich gepackt hatte, und rief zornig: „Elender Schuft, du bist der Mörder Leonhardis!"

Ich konnte in der Finsternis nicht sehen, ob er blaß wurde, aber an dem Zucken seines Armes fühlte ich, wie sehr er erschrocken war.

„Was fällt Ihnen ein?" rief er bestürzt. „Lassen Sie mich los!"

„Nicht eher, als auf der Polizei!"

„Sie sind betrunken!" schrie er, seine Fassung allmählich wiedergewinnend, und bot alle seine Kräfte auf, sich meinem Griff zu entziehen. Eine kurze Strecke zerrte ich ihn mit fort, er schien sich mehr und mehr in sein Schicksal zu ergeben. Plötzlich aber fühlte ich einen heftigen Ruck, er war frei und rannte in flüchtigen Sätzen in die nächtliche Dunkelheit hinein. Wie ein Rasender lief ich ihm nach, natürlich ohne Erfolg, schon nach einer halben Minute hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren.

Wütend über mein Ungeschick begab ich mich nach meinem Hotel. An der Sache selbst ließ sich jetzt nichts mehr ändern, der Mörder war eben entflohen, und es galt nun, seiner unter allen Umständen wieder habhaft zu werden. Zeitig am anderen Morgen sprach ich schon in Begleitung eines Detektive in seiner Wohnung vor, in der Hoffnung, den Vogel noch vor dem definitiven Ausfliegen im Neste zu ertappen. Allein — was ich

mir hätte denken können — die mir angegebene Adresse war nicht die richtige. Der Schurke hatte mich betrogen. Kurz entschlossen führte ich den Detektive nach der Schenke, worin ich ihn am Abend vorher überrascht hatte. Vielleicht kannte die Französin seinen Aufenthalt. In letzterer Erwartung gingen wir fehl, trotzdem hatte ich nicht Ursache, den Gang zu bereuen. In einem Zimmer des Lokals hatte man den von Kämpf und zwar nicht ungefährlich verletzten Gaucho untergebracht; ich versäumte nicht, seine Wunde zu untersuchen, und fand sie in ihrer eigentümlichen Beschaffenheit mit den an Leonhardi oder vielmehr Möbius vorgefundenen Verletzungen genau übereinstimmend. Ganz wie dort zeigten die Stiche die seltsame Richtung von rechts vorn nach links hinten.

Ich will die Schilderung der nun folgenden Tage und Wochen unterlassen, es mag genügen, zu versichern, daß sie mir Arbeit und Anstrengung in unerhörtem Maße brachten. Der Detektive und ich waren beständig auf der Jagd, wenn ich es so nennen darf. Mit Hilfe der Photographie ermittelten wir endlich die Wohnung, welche der Bursche innegehabt. Freilich zu spät, er hatte sie noch in der Nacht, in welcher ich ihm die That auf den Kopf zugesagt, geräumt. Dagegen erfuhr ich von der Vermieterin, der junge Mann müsse wohl sehr reich gewesen sein, denn sie habe einmal eine ganze Menge Goldstücke bei ihm gesehen.

Ich konnte über die Herkunft dieses Geldes nicht im Dunkeln sein. Der Mörder hatte dem Kassierer den Check geraubt, von dem Fräulein Norden gesprochen, und ihn eingelöst. Das war die „kleine Anweisung“, von der er mir gesprochen. Ich verschaffte mir auch hierüber ohne Zaudern Gewißheit, indem ich mit der Photographie Kämpfs bei allen namhaften Bank-

instituten der Stadt herumkutschierte. Nach wenigen Stunden wußte ich Bescheid. In einem der Geschäfte erkannte man ihn sofort als den jungen Mann wieder, der am 31. Mai — der Tag stimmte genau — einen von einem Berliner Bankhause ausgestellten Check über fünfzehnhundert Pesos präsentiert und dafür Zahlung erhalten hatte!

An Mitteln zur Flucht fehlte es dem Spitzbuben also nicht. Ich erstattete jetzt die offizielle Anzeige bei der Polizei; sie schien aber nicht eher geneigt, sich des Falles mit besonderem Eifer anzunehmen, bis ich eine Belohnung in Aussicht stellte. Trotzdem vergingen Monate, bevor es gelang, die Spur des Flüchtigen wieder aufzufinden. Ich erhielt indessen von meinem Geschäftsfreund die telegraphische Antwort des Auskunftsbureaus zugestellt. Sie lautete: „Angefragter Pult Chefs erbrochen, fünfhundert Mark gestohlen, Schuld Kollegen gewälzt. Auf Bitte Vaters Anzeige unterblieben, fortgeschafft."

Die Auskunft bestätigte nur meine Meinung über den Charakter des Buben, denn meine Ueberzeugung an seiner Schuld stand bereits fest, schon seine Flucht lieferte einen hinlänglichen Beweis für sein schlechtes Gewissen.

Ich verzweifelte bereits an der Möglichkeit, den Flüchtigen je wiederzufinden, und dachte daran, mit meinem Material nach Deutschland zurückzukehren, um dasselbe im Interesse der unschuldig Angeklagten zu verwerten, als mein Detektive mich mit der Meldung überraschte, der Gesuchte befinde sich voraussichtlich in New York. Er hatte mit Hilfe der Photographie Kämpfs herausbekommen, daß dieser mit einem der regelmäßig zwischen Buenos Aires und New York verkehrenden Dampfer die argentinische Hauptstadt ver-

lassen und sich nach der großen Metropole der Union begeben habe. Unverzüglich reiste ich mit der kleinen Hilde dahin ab. Ich konnte ja von New York ebenso gut oder noch besser die Rückfahrt nach der Heimat antreten. Wieder nahm ich hier einen geschickten Agenten, und noch vor Ablauf von drei Tagen ermittelte dieser die Wohnung des Flüchtlings. Er hatte seine Spur auf dieselbe Weise gefunden, wie ich in Buenos Aires, und seinen Aufenthalt von dem Inhaber einer Hafenkneipe in Erfahrung gebracht. Als wir das schmutzige Boardinghouse betraten, wo der Mörder Unterkunft gefunden, kamen wir allerdings wieder zu spät, denn Reinhold Kämpf war am Tage vorher ausgezogen, aber diesmal nicht freiwillig, sondern unfreiwillig. Er war an einem typhösen Fieber erkrankt und in das Deutsche Krankenhaus geschafft worden.

Ich triumphierte. Jetzt war er mir sicher. Eine Stunde später stand ich an seinem Bett. Er war völlig bei Besinnung und stierte mich mit wahrer Todesangst in den Zügen an. Von einem Geständnis aber wollte er nichts wissen. „Es ist nicht wahr,“ erwiderte er auf alle meine Vorhaltungen. Ich befragte den ihn behandelnden Arzt über seinen Zustand. Derselbe sei nicht besonders bedenklich, erklärte mir dieser. Da kam mir die Idee, den erbärmlichen Menschen zum zweitenmal durch eine List zu fangen. Ich weihte den Arzt in alles ein und überredete ihn, den Patienten im Interesse des guten Zwecks durch die Vorspiegelung, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, zu einem Bekenntnis seiner Schuld zu bewegen. Der Coup gelang über Erwarten. Am anderen Morgen, als der Arzt die Runde machte, untersuchte er wie gewöhnlich den Kranken, nahm eine bedenkliche Miene an und äußerte ernst, wenn er noch etwas anzuordnen habe, möge er

nicht damit säumen, da sein Tod nur noch eine Frage weniger Stunden sei.

Der Bursche wurde noch blässer, als er ohnehin war, der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn. So trat ich zu ihm, da ich bereits draußen den rechten Moment erwartete, vernahm wie zufällig von dem Arzte, daß er sterben würde, und redete ihm gehörig ins Gewissen.

Er starrte mich zitternd an und stammelte endlich, er wolle alles sagen. Er habe es gethan, er habe es gethan.

„So benutzen Sie die Ihnen noch verbleibende Zeit,“ ermahnte ich ihn, „retten Sie Ihr Gewissen und eine Unschuldige. Ich will für Zeugen sorgen, in deren Gegenwart Sie Ihr Geständnis wiederholen.“

In Anwesenheit des Arztes und eines von mir rasch herbeigeholten Polizeibeamten bekannte er sich zu der entsetzlichen That.

Kämpf war es gewesen, nicht Leonhardi, welcher das Gespräch, worin mir der Inspektor seine amtliche Qualifikation enthüllte und seinen Verdacht gegen Leonhardi aussprach, belauschte. In einem der Verdeckszelte schlafend, erwachte er von unseren Stimmen und vernahm nicht nur, daß der angebliche Leonhardi ein durchgegangener Kassierer sei, sondern auch, daß er vermutlich die geraubte Summe im Betrage von mehr als neunzigtausend Mark in seinem Koffer aufbewahre. Reinhold Kämpf nahm den geeigneten Augenblick wahr, leise zu verschwinden, er hütete sich aber, jemand von dem Gehörten Kenntnis zu geben, da ihn der Wunsch, dieses Geld oder doch einen Teil davon zu besitzen, seit jener Stunde nicht wieder verließ. Tag und Nacht verfolgte ihn der Gedanke daran, er träumte davon und malte sich in seiner Phantasie das genußreiche Leben aus, welches er führen könne, wenn er so viel Geld in

seinen Händen halte. So reifte allmählich der Plan zu dem Frevel in seiner Brust. Nicht direkt auf Mord hatte er es abgesehen, sondern nur auf einen Diebstahl. Er spähte alle Gelegenheiten aus, beobachtete die Gewohnheiten Leonhardis, sah sich aber immer getäuscht, da dieser seine Kabinenthür regelmäßig abschloß, wenn er die Kabine verließ. An dem verhängnisvollen Abend hatte Leonhardi nach dem Disput mit Elisa in seiner Aufregung die Thür nur zugeworfen, aber nicht verschlossen; als Kämpf bald darauf sein Lager suchte, und während er vorüberging, die Thür, wie er zu thun pflegte, probierte, fand er sie offen. Vorsichtig schaute er sich um, und da er sich unbeobachtet sah, schlich er in das Zimmer hinein und machte sich über den Koffer des Besitzers her. Da kam der rechtmäßige Bewohner zurück. Rasch ergriff der junge Mensch das auf dem Tischchen liegende Messer des Kassierers, setzte die elektrische Lichtquelle, die er zur Beleuchtung seiner nächtlichen Schurkerei in Anspruch genommen, außer Thätigkeit und kroch unter das Sofa. Er hatte den Koffer verschlossen gefunden, seine Habgier war unnatürlich erregt. Alle Besonnenheit verließ ihn. Das Messer krampfhaft in der Hand haltend, beobachtete er den Eintritt des Kassierers, das elektrische Licht erfüllte wiederum mit seiner blendenden Lichtfülle den kleinen Raum, Leonhardi kleidete sich langsam und manchmal seufzend aus, jetzt stand er vor dem Spiegel, da sprang Kämpf plötzlich aus seinem Versteck hervor und stieß das Messer dem sich nach ihm herumwendenden Opfer in die Brust.

Der Stich war nicht tödlich, er hatte die rechte Brustseite getroffen, und der Ermordete setzte sich zur Wehr. Der Mörder stieß zum zweitenmal zu, diesmal nicht blindlings, sondern in genauer Berechnung des

Zieles, so daß er das Herz traf. Dann ließ er das Messer fallen und packte den Kassierer bei der Kehle, die er zusammendrückte, um dessen Hilferufe zu ersticken; das Röcheln, welches ich beim Erwachen vernahm, war das Todesröcheln des unglücklichen Mannes. Sobald sich Kämpf von dem Tode seines Opfers überzeugt hatte, bemächtigte er sich des in der Tasche befindlichen Kofferschlüssels und unterwarf den Inhalt einer genauen Durchsuchung. Vergeblich, ob er auch wie ein Wahnsinniger wühlte und die Sachen umherwarf, nichts fand sich, was wie Geld oder Geldeswert aussah. Endlich untersuchte er die Leiche selbst. In der Brusttasche entdeckte er den Check über fünfzehnhundert Pesos, und dem Portemonnaie entnahm er eine Anzahl Goldstücke. Die fünfzig Mark, die man noch bei dem Toten gefunden, waren, weil wahrscheinlich in einem verschlossenen Extrafache befindlich, seiner hastigen Nachforschung entgangen. Schließlich löschte er das Licht und schlich in seine eigene Kabine, die er ungesehen erreichte. Die halbe Nacht verbrachte er mit Waschen und Reinigen, seine blutbefleckten Kleider packte er in ein Bündel, beschwerte es mit einem Eisenstück und warf es durch das Fenster seiner Kabine ins verschwiegene Meer. Das war das Geräusch, das ich in jener Nacht vernommen.

Seinen Raub verbarg der Mörder im Salon hinter einem der dort hängenden Gemälde. Entdeckte man den Check wirklich hier, was nicht anzunehmen war, so gestattete der Ort keinerlei Schluß auf den Thäter. Erst am Tage der Landung setzte er sich wieder in Besitz seiner Beute. Er fühlte sich nunmehr ziemlich sicher, nachdem er während der ersten Tage in wahrer Todesangst geschwebt hatte. Gegen mich hegte er anfangs kein Mißtrauen, er war zu sehr von seiner Un-

widerstehlichkeit überzeugt, als daß er meine Annäherung allzu verwunderlich gefunden hätte. Meine Gesellschaft erschien ihm nur unbequem, er durfte vor mir seinen Reichtum nicht sehen lassen und wollte ihn doch genießen, daher machte er sich heimlich aus dem Staube.

So weit das Geständnis des Mörders. Ich legte es sofort der Kriminalpolizei vor, welche darauf die Verhaftung des Verbrechers verfügte. Er war außer sich, als er den Streich erfuhr, den man ihm gespielt; trotz seiner Krankheit transportierte man ihn, da der Arzt das für unbedenklich erklärte, noch am selben Tage nach einer Krankenzelle des Gefängnisses, wo er sich zur Zeit noch befindet und seiner Auslieferung entgegensieht. Ich selbst reiste bereits am nächsten Morgen nach der Heimat, um die erforderlichen Beweise zu überbringen."

Professor Gerold schwieg und überreichte mit einer leichten Verneigung dem Präsidenten des Schwurgerichts das Protokoll, welches das Bekenntnis des Mörders enthielt.

Der Präsident erstattete dem Zeugen in Worten wärmster Anerkennung für die von ihm bewiesene Energie und Umsicht den Dank des Gerichts. Der Staatsanwalt und der Verteidiger beantragten in kurzen, von Teilnahme und innerer Bewegung durchdrungenen Reden die Freisprechung der Angeklagten. Die Beratung der Geschwornen war unter den obwaltenden Umständen eine bloße Formsache, sie kehrten sogleich zurück, und der Obmann verkündete, die Angeklagte sei des ihr zur Last gelegten Verbrechens nicht schuldig. Der Gerichtshof fällte darauf das auf Freisprechung und Uebernahme sämtlicher Kosten auf die Staatskasse lautende Erkenntnis.

Nun folgten ergreifende Scenen für Elisa sowohl

als für den Professor. Alle Richter, der Staatsanwalt, die Geschwornen umdrängten sie, indem sie der in stummer Erschütterung dastehenden Elisa die Hand reichten und ihr Glück wünschten, und dem Professor mit Wort und Händedruck dankten; nur der Inspektor hatte sich, sobald seine Zeugenpflicht ihn nicht länger an den Gerichtssaal fesselte, entfernt.

Elisa vermochte kaum zu sprechen. Ihr Herz war zu voll, in den Becher der Freude, den man ihr reichte, mischte sich zu viel Wermut, als daß sie das Erhebende dieses Augenblicks in vollen Zügen hätte genießen können. Bleich, verwirrt, stumm stand sie da, in völliger Unentschlossenheit, was sie thun sollte.

Da trat Holm auf sie zu und reichte ihr die Hand. „Elisa, darf ich Sie geleiten?"

Sie erwiderte mechanisch seinen Händedruck, nahm schweigend seinen Arm und verließ an seiner Seite den Saal.

„Unten stehen Hunderte, bereit, Sie mit Jubel zu empfangen," erklärte der Professor. „Ich kann mir denken, daß Sie nicht in der Stimmung sind, der aufgeregten, lärmenden Menge entgegenzutreten. Es sind dieselben Leute, die noch vor wenig Tagen mit Fingern auf Sie deuteten und Ihnen beleidigende Schmähungen nachriefen. Vertrauen Sie sich mir, ich führe Sie durch eine Hinterthür in eine Seitenstraße, wo ein Wagen uns erwartet."

Elisa bewegte nur zustimmend den Kopf. Sie fragte nicht, wohin er sie bringen werde. Er war ihr Retter, ihr natürlicher Führer, sie würde ihm gefolgt sein, wohin er es immer für gut befand, sie zu geleiten.

Sechzehntes Kapitel.

Erst als beide durch den langen Korridor des hinteren Gerichtsgebäudes schritten, erwachte Elisa aus ihrer Betäubung. Sie blieb stehen.

„Ich muß noch Abschied nehmen, Herr Professor, bevor ich dies Haus verlassen kann.“

„Abschied? Von wem?“

„Von dem freundlichen Beamten, der mir eine Zuflucht bot. Kommen Sie.“

Sie gingen in die Wohnung des Gefängnisinspektors, wo die junge Dame mit schlichten, aber darum nicht minder herzlichen Dankesworten lebewohl sagte.

„Ich kann Ihnen jetzt nichts, gar nichts anbieten, um Sie für Ihre Freundlichkeit zu entschädigen,“ sagte sie traurig. „Ich bin arm geworden, ganz arm.“

Die guten Leute wollten auch von einer Entschädigung nichts wissen. Was sie an ihr gethan, stelle nur einen kleinen Teil der Sühne dar, welche die Gesellschaft ihr schuldig sei. Sie bedauerten nur aufrichtig, sie verlieren zu müssen.

„Wohin soll ich Ihre Sachen senden?“ fragte der Inspektor gefällig.

„Meine Sachen? O, Herr Inspektor, Sie wissen ja, daß ich so gut wie nichts besitze. Nur ein wenig Wäsche, die ich sofort mit mir nehmen werde.“

„Sie werden auch das vom Gericht beschlagnahmte Eigentum zurückerhalten,“ versicherte der Inspektor, „und können außerdem aus dem Nachlaß Ihres Herrn Vaters alles reklamieren, was Ihnen persönlich angehört und worauf Sie Wert legen. Die vom Gericht freigegebenen Sachen schicke ich Ihnen zu, wenn Sie mir Ihre Adresse hinterlassen wollen.“

„Wohin werden Sie mich führen, Herr Professor?" fragte Elisa mit einem schwachen Versuch zu lächeln.

„Zu meiner Mutter, Elisa."

Als beide einander im Wagen gegenübersaßen, erfaßte das schwergeprüfte junge Mädchen mit Innigkeit seine Hand. „Herr Professor, Sie müssen mich für sehr undankbar halten, aber mein Herz ist zu voll —"

„Es bedarf keiner Worte zwischen uns."

„Sie haben so unendlich viel für mich gethan und geopfert. Ihnen allein verdanke ich Freiheit und Ehre."

„Sprechen Sie nicht davon, Elisa. Ich bin ein größerer Egoist, als Sie glauben. Haben Sie bereits einen Plan für Ihre Zukunft?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich besitze keine Heimat, kein Vermögen mehr. Ich muß versuchen, irgendwo eine Anstellung zu erhalten."

„Daran habe ich auch gedacht, und noch mehr: ich habe Ihnen bereits eine entsprechende Stellung vorzuschlagen. Es handelt sich um die Erziehung eines Kindes."

„Wie gut Sie sind!"

„Und wissen Sie, wie das Kind heißt?"

„Nun?"

„Hilde Börner."

„Die kleine Hilde?" Elsas Augen begannen zu glänzen. „Wie tief hat ihr Schicksal mich gerührt!"

„Wenn Sie sich ihrer annehmen, wird sie der mütterlichen Liebe nicht entraten. Hören Sie, wie ich dazu komme. Ich fuhr vorgestern, da mir bis zum Termin noch zwei Tage Zeit blieben, mit dem Kinde nach Hannover. Dort erfragte ich ohne Mühe seine Angehörigen, fand aber nur noch die Großmutter, eine wohlhabende, aber äußerst schwache und kränkliche Frau, am Leben. Die Kunde, deren Ueberbringer ich war,

erschütterte sie auf das tiefste. Sie überschüttete sich selbst mit den heftigsten Vorwürfen, verwünschte ihre Härte und ihren Eigensinn und drückte ihre kleine Enkelin unter strömenden Thränen ans Herz. Natürlich müsse sie bei ihr bleiben, nur sei sie selbst zu alt, sie zu erziehen, und lebe allein mit einer alten Dienerin. Sie bat mich, ihr eine geeignete junge Dame von Bildung und gutem Charakter nachzuweisen, in deren Hände sie die Pflege und Erziehung Hildes mit gutem Gewissen legen dürfe. Ich erzählte ihr von Ihnen und Ihrem Geschick, dem Ihnen widerfahrenen Unrecht und von der Liebe des Kindes zu Ihnen. Sie war sogleich bereit, Ihnen ihr Haus zu öffnen, und wird Sie mit offenen Armen empfangen. Die kleine Hilde natürlich nicht minder, sie kann die Zeit nicht erwarten, bis Tante Eda wieder bei ihr ist. — Sie nehmen den Vorschlag an?"

„Mit Freuden, Herr Professor."

„Allerdings lassen wir Sie nicht gleich fort. Sie bedürfen dringend der Erholung und Ruhe nach all diesen Aufregungen. Sie bleiben erst einige Zeit bei meiner Mutter. Nicht wahr, Sie versprechen es mir?"

Sie versprach es. Zwar fühlte sie in diesem Augenblicke das Bedürfnis nicht, von dem er redete, aber schon am nächsten Tage brach sie förmlich zusammen. Die unerhört angespannten Nerven erschlafften, und sie verbrachte ganze Tage in einem Zustand der Zerrüttung und halben Lähmung, als befinde sie sich in der Genesung von einer schweren Krankheit.

Frau Doktor Gerold, die Mutter Holms, eine frische Matrone mit einem jener glatten, weißen, blühenden Gesichter, die mit sechzig Jahren noch auf das Prädikat „anmutig" berechtigten Anspruch erheben dürfen, um-

fing den Schützling ihres Sohnes mit der Liebe und Innigkeit einer Mutter.

Der Kalender sagt: „Es ist Mai", und die Natur tritt meist den Beweis der Wahrheit an. Oft hat der Kalender nicht recht, aber diesmal übertrifft er sich selbst. Die Sonne, der blaue Himmel, die schmetternden Vögel, die duftenden Blumen, die Bäume mit ihrem hellen zarten Laube, alle verkünden sie den Sieg des himmlischen Jünglings mit dem Blütenkranz im goldenen Lockenhaar.

Zu den lieblichsten Boten des Frühlings gehört auch das kleine Mädchen, das durch den schöngepflegten Garten hüpft. Ihr weißes Kleid ist ein Sonett an den Mai und das strahlende Lächeln ihrer großen Augen eine Lenzhymne.

„Tante Eda, wo bist du?" weckt sie mit silberheller Stimme das Echo der alten Mauer im Hintergrunde, und „Tante Eda, Tante Eda!" fährt sie fort zu rufen, bis sie die Gesuchte in der Laube ganz am Ende des Gartens entdeckt hat. Nun läuft sie auf sie zu, als gälte es, eine durch Jahrzehnte der Trennung beflügelte Sehnsucht zu stillen, schlingt die Arme um sie, küßt sie zärtlich und flüstert ihr mit wichtig klingender Stimme ins Ohr: „Tante Eda, weißt du, wer gekommen ist?"

„Wer denn?" fragte Elisa lächelnd, indem sie das Kind liebkoste.

„Onkel Holm."

Elisa legte ihre Handarbeit auf den Tisch und erhob sich hastig.

„Hier kommt er schon!" jauchzte Hilde, dem langen Mann übermütig entgegenspringend.

„Nicht wahr, sie hat es schon ausposaunt, die kleine Plaudertasche,“ schalt Holm gutmütig. Er sah so glücklich heute aus, so selbstvergnügt, und doch war er nicht frei von einer gewissen Verlegenheit, als er der jungen Dame zum Gruße die Hand bot.

Elisa schien nicht minder verlegen, sie sah so schön und reizvoll aus wie selbst nicht zu der Zeit, als noch keine Sorge ihr junges blühendes Mädchenherz bedrückte.

„Wie geht es Ihnen, Elisa?“ fragte er lächelnd und setzte gleich selber hinzu: „Die Frage ist überflüssig, wenn man Sie anschaut, Elisa. Aber Sie freuen sich ja gar nicht, daß ich gekommen bin?“

„Doch, doch, Herr Professor.“

„Ob Sie sich aber auch noch freuen werden, wenn Sie die Ursache erfahren?“ warf er zögernd hin, sie von der Seite ansehend.

„Warum sollte ich nicht? Oder bringen Sie etwas Unangenehmes?“

„Je nachdem.“

„Wollen wir ins Haus gehen?“

„Ich kann es Ihnen hier ebensogut oder noch besser eröffnen als im Hause. Bitte, nehmen Sie Ihren Platz wieder ein, liebe Elisa, und ich werde mich — Ihre Erlaubnis vorausgesetzt — Ihnen gegenübersetzen.“

„Und mich nimmst du auf deinen Schoß, Onkel Holm!“ jauchzte Hilde.

„Nachher, liebes Kind, jetzt nicht. Ich muß mit der Tante etwas Wichtiges besprechen. Du gehst einstweilen dort hinüber zur Schaukel, nicht wahr?“

Hilde nickte zur Bekundung ihres Einverständnisses so energisch, daß man fürchten mußte, sie würde sich das Genick brechen. Wie ein Sturmwind huschte sie fort.

Elisa blickte den Professor erwartungsvoll an.

„Ich darf voraussetzen, daß Sie sich hier wohlgefühlt haben, Elisa?“

„Wohl, Herr Professor? Ich war glücklich. So glücklich, als man sein kann, wenn man durchgemacht hat, was ich hinter mir habe,“ versetzte sie leise.

„Sie möchten also nicht aus Ihrer Stellung scheiden? Die kleine Hilde nicht verlassen?“

Sie erschrak. „Was meinen Sie damit?“

„Daß ich leider die Mission zu erfüllen habe, Ihnen Ihre Stellung aufzukündigen, Elisa. Ich komme soeben von der Großmutter Hildes. Die alte Frau will zu ihrer einzigen Tochter nach Leipzig ziehen. Da nun diese Tochter bereits stark mit Kindern gesegnet ist, gedenkt sie die kleine Hilde nicht mitzunehmen, sondern in Pension zu geben. Und zwar zu ihrem Vormund.“

„Davon hat sie mir noch kein Wort gesagt,“ sprach Elisa betroffen.

„Sie erklärte mir, es sei das schon lange der stille Wunsch ihres Herzens. Nur die Sorge für ihre kleine Enkelin habe sie bisher zurückgehalten. Da sie nun aber in Hinsicht der Zukunft Hildes beruhigt sein dürfte —“

„Wer ist denn Hildes Vormund geworden?“

Der Professor lächelte und sagte, auf seine Brust deutend: „Ich, Elisa.“

„Sie? Und Sie wollen — Sie wollen das Kind zu sich nehmen?“

„Halten Sie mich nicht für geeignet, ein Kind zu erziehen?“

„Gewiß — aber —“

„Sie meinen, ein Junggeselle wie ich habe nicht Zeit dazu. Da haben Sie recht. Ich werde mich natürlich nach einer Erzieherin für die Kleine umsehen müssen, und da Sie das Amt derselben bisher zur allseitigen

Zufriedenheit bekleidet haben, so erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie dem Kinde auch für die Zukunft und unter den neuen Verhältnissen Ihren Schutz und Ihre Pflege angedeihen lassen wollen?“

Jetzt lachte Elisa. „Sie scherzen, Herr Professor.“

„Durchaus nicht, Elisa, ich rede im vollsten Ernst. Wir beide haben doch das Kind so lieb und sind seine ihm von der Mutter bestimmten Pfleger, wir haben beide die Verantwortung für das kleine Wesen an einem Sterbebett übernommen. Wollen Sie mir nicht helfen, es zu erziehen?“

„Ich würde sehr gern bereit sein, aber — ich kann doch nicht —“

„Sie können nicht im Hause eines Junggesellen eine Stellung annehmen, wollen Sie sagen? Nein, das sehe ich ein. Aber da giebt es einen Ausweg, Elisa.“

Endlich begann sie ihn zu verstehen. Sie blickte sich wie hilfesuchend um und zerpflückte nervös in den weißen Händen eine der im Hervorbrechen begriffenen Blattknospen des die Laube umrankenden wilden Weins.

Er wartete einige Augenblicke auf Antwort. „Wollen Sie diesen Ausweg nicht wissen?“

„Ja — nein —“

„Es ist der einfachste von der Welt, Elisa,“ erklärte er. „Sie entschließen sich, Hildes Pflegemutter zu werden — wollen Sie?“

Er streckte ihr mit bittender Miene seine Hand hin. Sie atmete hörbar und hastig. Dann legte sie langsam, zögernd ihre Hand in die seine.

„Sie haben ein Recht, über mich zu verfügen,“ entgegnete sie leise. „Durch Sie allein lebe ich und bin ich wieder, was ich bin.“

Da überflog ein Ausdruck von Enttäuschung seine Züge. „Nur aus Dankbarkeit, Elisa?“ stammelte er verwirrt.

Ein Lächeln erschien auf dem süßen Antlitz, so lieblich, so strahlend, wie er noch keines gesehen, ein Lächeln, in welchem alles lag, was seine Seele nur von ihr erhoffen konnte: Dankbarkeit, Sehnsucht, Freude und Liebe — Liebe, innige Liebe! „Holm!" hauchte sie ihm entgegen mit dem ganzen berückenden Wohllaut ihres Organs, und im selben Augenblick — sie wußten beide später nicht, wie es gekommen war und wer von ihnen die erste Bewegung dazu gethan, und beschuldigte eines lachend das andere — im selben Augenblick lag sie an seiner Brust, und er preßte sie an sich, als wollte er sie zerdrücken an seinem Herzen, und küßte sie mit einer Inbrunst, mit einem Stolz, mit einer Bewunderung, mit einem so erhebenden Bewußtsein der Größe der ihm gewährten Gunst, daß es wahrhaft herzerquickend gewesen wäre, zuzuschauen.

Aber niemand belauschte diese Scene als der Purpurball der sinkenden Sonne im Westen und die Rosenknospen im Garten und die gefiederten Sänger auf den Bäumen.

„Elisa!" rief er jauchzend und wehmütig zugleich, „Elisa!" und immer wieder „Elisa!" Er strich kosend über ihr herrliches Haar, küßte dieses Haar, küßte ihr schwarzes Kleid, ihre Hände, eine nach der anderen, ihre Wangen und ihre Stirn. Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und hielt ihn vor sich und blickte ihr lange und innig in die tiefen Augen.

„Und nun, Elisa," sagte er dann mit fast feierlicher Stimme, „laß uns den Bund erneuern, den wir eingegangen am Sterbebett jener armen Mutter; wir wollen diesem kleinen verwaisten Kinde Vater und Mutter sein. Und die Schatten der Vergangenheit sollen verschwinden, wir wollen ihren Vorhang nicht mehr emporheben. Du liebes, teures, einziges Mädchen! Du

sollst in meinen Armen vergessen, was du gelitten hast, vergessen die einsamen Gräber auf dem Grunde des Ozeans, vergessen die Gruft jenes Unglücklichen, dem du Ehre und fast dein Leben geopfert, vergessen die dunkle Gestalt des elenden Mörders, welchen vor wenigen Tagen die Gnade des Kaisers wenigstens vor dem Schafott gerettet hat! Du sollst nur noch der Gegenwart und Zukunft leben, Elisa — und ich werde sorgen, so weit Menschenkraft reicht, daß du den Weg deines Daseins eben und dornenlos findest. Elisa, mein Glück, mein Schatz, mein Leben!"

Fest sich umschlungen haltend, standen sie da im schwindenden Tageslicht, vom roten Purpurschein der untergehenden Sonne beleuchtet. Und alles war rosenrot um sie, so weit das Auge schaute: der Himmel, die Bäume, die Häuser, die marmorne Statue im Garten, und die Fenster des Hauses blitzten wie flüssiges Feuer. Und die Blüten dufteten, die Amseln jubelten im Gezweig, die braunen Maikäfer summten um ihre Häupter — und es war Frühling — Frühling!

Ende.





Harriets Ehe.

Roman von A. von der Elbe.



(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.



Frau Major v. Kurzenbach lag im Schaukelstuhl auf der Veranda und putzte nachdenklich mit ihrem stark duftenden Batisttuche die rosigen Fingernägel ihrer weißen Hand. Sie wollte gegen ihre Pflegebefohlene nicht unfreundlich werden. Nein, so thöricht würde sie nie sein.

Bis jetzt hatte sie es ja immer verstanden, das verwöhnte, eigenwillige Kind mit kluger Milde zu leiten. Sie mußte ihre angenehme Stellung in dem reichen Hause festhalten und sich immer wieder mit Harriet auf guten Fuß stellen.

Laurette v. Kurzenbach blinzelte aus matten blauen Augen zu dem Mädchen hinüber, das halb abgewandt am Geländer der Veranda lehnte und sorglos mit dem Kakadu spielte, der sich in seinem Messingringe schaukelte.

Wie schlank die junge Gestalt war, wie weiß und rosig ihre Haut, wie glänzend die blonden Haarflechten, die sie mit einem blauen Bande am Hinterkopf aufgebunden trug, und wie kindlich weich die Züge der

Siebzehnjährigen! So jung, so schön, so reich und so viel umworben! Beneidenswert! Ein mißmutiger Seufzer entquoll den Lippen der Sinnenden. Der Vater hatte sein Machtwort gesprochen, die Sache war abgemacht, und Harriet mußte gewonnen werden, sich freundlich dem Unabänderlichen zu fügen.

„Mein Herzchen," sagte die Dame mit sehr sanfter Stimme.

„Ach laß mich, Tante Laurette!"

„Besinne dich doch."

„Warum soll ich mich denn durchaus freuen, daß Fränzchen herkommt?" Mit kindlichem Schmollen wandte sie sich nur halb der Liegenden zu.

„Es wäre so natürlich, liebes Kind."

„Natürlich, weshalb?"

„Sie ist deine Cousine."

„Ich habe Freundinnen genug, und mit dem superklugen Fränzchen konnte ich mich noch nie vertragen."

„Sie ist doch so bescheiden."

„Und so viel älter als ich."

„Ganze fünf Jahre, das ist gar nichts."

„Einerlei. Ich will nicht, daß sie hier bleiben soll."

„So erlaube, daß ich an dein gutes Herz appelliere." Frau v. Kurzenbach richtete sich auf und sprach ernst: „Dein armes Bäschen hat sich seit dem Tode ihres Vaters, also seit einem Jahre, bald hier, bald da bei ihren Angehörigen herumgedrückt. Das ist sehr hart, liebe Harriet."

Die Hörerin nickte ein wenig.

„Bedenke, Kind, Geheimrat Schönemann in Berlin war deines Vaters einziger Bruder. Franziska ist in denselben guten Verhältnissen aufgewachsen wie du. Ihr Vater mußte ein Haus machen, aber als er starb, zeigte es sich, daß kein Vermögen vorhanden war. Standes-

gemäße Repräsentation kostet viel. Nun steht sie da, auf sich selbst oder die Großmut ihrer Verwandten angewiesen."

Harriet zerfaserte mit hastigen Fingern die hellblaue Bandschleife an ihrem Kleide und stieß endlich heraus: „Warum denn gerade wir?"

„Weil dein Vater ein vermögender Mann ist, die groß eingerichtete Häuslichkeit den Zuwachs bequem aufnehmen kann und endlich, weil die ganze Familie der Meinung war, daß eine junge verständige Gefährtin sehr passend für dich sein wird."

„Aber ich finde das durchaus nicht und habe es Papa auch gesagt!" rief Harriet mit neu aufflammendem Widerspruch.

„Du weißt, daß Herr Rüdiger eben zur Bahn gefahren ist, um Franziska abzuholen. Nun besinne dich, meine teure Harriet, ob es nicht endlich an der Zeit wäre, deinen Widerspruch aufzugeben. Ich würde an deinem guten Herzen zweifeln, wenn du deine Cousine durch Unfreundlichkeit verletzen könntest."

Die Dame hatte sich selbst in Rührung geredet und tupfte die Augen mit dem Tuche. Weich schloß sie: „Komm, Liebling, gieb mir die Hand und versprich, nett zu sein."

Das junge Gesicht Harriets hatte nach und nach den trotzig abwehrenden Ausdruck verloren. Jetzt kam sie langsam heran und legte ihre Hand in die ihr entgegengestreckte. „Ich will's versuchen," sagte sie mühsam.

Sie mußte sich selbst gestehen, daß Tante Laurette recht habe, daß es klug und gut sei, sich endlich zu fügen. Aber es wurde ihr schwer. Nicht daß sie sich je mit dem Bäschen gezankt hätte, dazu war Fränzchen viel zu gewandt und anscheinend auch nachgiebig. Aber das wenig offene Wesen, die herausgekehrte ruhige Ueber-

legenheit, das mit großer Bescheidenheit vorgebrachte Besserwissen, alles bedrückte und ärgerte Harriet, die gewöhnt war, sich in rücksichtsloser Unbefangenheit gehen zu lassen.

Sie seufzte. Aber sie wollte es doch versuchen, freundlich mit Franziska umzugehen. Das arme Ding war ja so zu bedauern. Eine Welle warmen Mitleids flutete in der Ringenden Seele herauf, sie hatte für den Augenblick ihre Abneigung besiegt.

Frau v. Kurzenbach erhob sich befriedigt, endlich so weit mit der kleinen Widerspenstigen zu sein. „Bitte, laß uns in den Garten hinuntergehen. Am Gitter können wir den Wagen herankommen sehen.“

Sie stiegen die Freitreppe der Veranda hinunter und schritten um den Rasenplatz mit dem schönen Springbrunnen.

Frau Laurette wußte jetzt unbefangen zu plaudern. Lebhaft sprach sie von den Einrichtungen, die sie für die neue Hausgenossin getroffen habe.

Sie war, wie sie gern andeutete, eine Vierzigerin und noch nicht ohne Reiz. Reiches, kunstfertig aufgebauschtes Haar, starke Farben, anscheinend herrliche Zähne, eine volle, modern gekleidete Gestalt und ein äußerst verbindliches, gewandtes Wesen ließen sie allerorten bald Geltung gewinnen.

Als Witwe eines unvermögenden Offiziers hatte sie sich vor drei Jahren entschlossen, Mutterstelle bei der Tochter des reichen Großkaufmanns Bernhard Schönemann zu vertreten. Wie sie oft hervorhob nur deshalb, weil ihr warmes Herz sie trieb, ein solches Liebeswerk zu übernehmen. Eigentlich war sie aber dringend genötigt, etwas derartiges zu thun, denn ihr einziger Sohn, der flotte Gardeleutnant Hans Egon v. Kurzenbach, konnte mit der Mutter Pension und dem, was

der Vermögensrest noch bot, kaum auskommen, so daß für sie nichts übrig blieb.

Frau Laurette hatte sich in ihrer Stellung bald einzuleben gewußt. Sie kam den Wünschen und Eigenheiten des Hausherrn gefügig entgegen, verstand sein verzogenes Kind geschickt zu leiten und dem Hauswesen jenen eleganten Anstrich zu geben, der dem Kunst- und Schönheitssinn des reichen Kaufmanns entsprach.

Schönemanns Villa lag an der Außenalster bei Hamburg. Vor dem Garten zog sich eine Platanenallee entlang, und jenseits derselben grenzte ein zur Besitzung gehöriges Vorland an das stets von Schiffen belebte Wasser. Eine weite, herrliche Aussicht breitete sich vor den beiden Damen aus.

Frau v. Kurzenbach setzte sich auf eine Gartenbank und sah dem Spiel der gelben Blätter zu, die in der Allee von den Bäumen flatterten. Die Abendsonne glitzerte über das Wasser, es war hier ruhig und schön.

Laurette war mit sich und den gegebenen Verhältnissen zufrieden. Fränzchens Kommen paßte ihr. Sie dachte eine verständnisvolle Verbündete an dem schlauen Mäuschen zu finden, mit der sie Hand in Hand gehen konnte und die ihr manche Mühe abnehmen würde. Das Mädchen war klug genug, zu erkennen, welche Stütze die Aeltere ihr in den neuen Verhältnissen zu bieten im stande war. Ihre Interessen würden dieselben sein.

Harriet mochte nicht geduldig warten, sie jagte lachend und kreischend wie ein Kind mit ihrem schwarzbraunen Teckel in den Gartenwegen umher.

Endlich rief die Kurzenbach: „Sie kommen, Harriet, sie kommen!“

Beide Damen gingen der Hausthür zu, vor welcher die Schönemannsche Equipage eben anfuhr. Der Diener

sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Ein junger breitschultriger Herr stieg zuerst aus und reichte dem zierlichen Mädchen, das ihm folgte, die Rechte. Leicht hüpfte sie, kaum auf ihn gestützt, aus dem Wagen und auf Frau v. Kurzenbach zu.

Während sie der Dame die Hand küßte, sagte sie, ein Paar dunkle Augen mit vielsagendem Blick emporschlagend: „Nehmen Sie mich gütig auf, teure Frau Baronin.“

„Sie dürfen meiner mütterlichen Fürsorge gewiß sein, mein armes Kind.“

Harriet hatte etwas Freundliches sagen wollen, sie platzte aber mit dem Ausruf hervor: „Mein Gott, wie schrecklich grau siehst du aus!“

„Die Halbtrauer,“ seufzte Fränzchen.

Frau Laurette ging mit der eben Angekommenen voran ins Haus, und der junge Mann folgte mit Harriet. Halb lachend sagte er zu ihr: „Wieder ganz enfant terrible!“

„Ach, Arnold! Sie ist aber doch wirklich grau in grau. Wie eine Kleidermotte.“

„Wahrscheinlich hat es im Bahnwagen arg gestaubt.“

Franziska mußte vor allen Dingen ihren Onkel begrüßen, der, wie Frau Laurette wußte, heute ausnahmsweise auf dem Comptoir in der Stadt gewesen, aber eben mit dem Dampfboot über die Alster zurückgekommen war und jetzt umgekleidet in seinem Zimmer sein würde.

In dem an die Veranda stoßenden Speisesaal kam Bernhard Schönemann den Eintretenden bereits entgegen.

Er war ein kleiner, magerer Herr mit in den Tropen gebräunter Haut. Seine schwachen Augen schützte er durch eine goldgeränderte Brille. Sein Gesicht zeigte

einen etwas eigensinnigen, zugleich zerstreuten Ausdruck.

„Sieh, sieh, da bist du ja, mein Kind," begrüßte er die Nichte, die auch ihm mit schüchtern gestammelten Dankesworten die Hand küssen wollte.

„Laß gut sein!" Er umfaßte sie, küßte sie auf die Stirn und klopfte sie auf die Schulter.

Auch ihm fiel ihre farblose Erscheinung unangenehm auf, er liebte freundliche Eindrücke. „Nun geh," sagte er, „mach dich zu Tisch ein bißchen hübsch. Was soll das Trübsalblasen! Hin ist hin, man muß sich endlich hineinfinden."

Franziska ging, begleitet von der Hausdame, in das für sie hergerichtete Zimmer hinauf.

Harriet fand es überflüssig, auch mit der Cousine zu gehen; ihr gefiel es besser, sich mit Vetter Arnold zu necken.

„Dein Schlips sitzt schon wieder schief!" rief sie mit drolligem Zürnen. „Mußt dir 'nen besseren Kammerdiener anschaffen. Und dein Schnurrbart sieht aus wie 'ne welke Trauerweide."

„Bring mich doch in Ordnung — ich halte still."

Sie zupfte hier und da, gab ihm einen kleinen Klaps und sagte: „Ein Adonis wirst du nie."

„Ist auch gar nicht mein Ehrgeiz."

Arnold Rüdigers Vater war ein älterer Vetter Bernhard Schönemanns gewesen. Nachdem dieser längere Zeit die Geschäfte des Hauses in China geleitet hatte, war er bei seiner Rückkehr nach Hamburg als Teilhaber aufgenommen worden. Seitdem hieß die Firma des großen Exporthauses „Rüdiger & Schönemann" und erfreute sich eines vorzüglichen Ansehens an der Börse.

Nach des alten Rüdigers Tode rückte sein erwachsener Sohn, der sich zu einem tüchtigen Kaufmann heran=

gebildet hatte, in seines Vaters Stelle. Er war ein energischer Mann, der derb und rücksichtslos vorgehen konnte, aber dabei ein warmes Herz besaß.

Bernhard Schönemann schätzte die junge Kraft. Er war ruhebedürftig, das Leben unter heißerer Sonne hatte ihn erschlafft, nach und nach waren auch Liebhabereien, Sammeleifer und Freude am Schönen an die Stelle kaufmännischer Interessen getreten. So überließ er gern seinem jungen Verwandten die Hauptarbeit, ging nicht mehr regelmäßig aufs Comptoir und hielt nur manchmal mit eigensinniger Laune sein Recht fest, ebenso wie jener maßgebende Verfügungen zu treffen.

Bequemer als Rüdiger war dem alten Herrn der erste Buchhalter und Prokurist der Firma, Jean Leforêt, ein Mann im Anfang der Dreißig, der von unten auf im Geschäft gearbeitet hatte und Schönemann gegenüber mehr gewandte Fügsamkeit an den Tag legte als der selbständige Compagnon. Sobald der Alte nicht mit Arnold übereinstimmte, steckte er sich hinter Leforêt, und der Geschmeidige wußte alsbald auf Schleichwegen des älteren Herrn Wünsche zur Geltung zu bringen.

Schönemann zog in dankbarem Wohlwollen den jungen Untergebenen manchmal in den Familienkreis, was Arnold mißfiel, denn er empfand nicht viel Sympathie für den Mitarbeiter.

Von Jugend auf hatte Arnold wie ein Sohn des Hauses bei Schönemanns verkehrt. Er hatte Harriet aufwachsen sehen, und mit ihr war seine Zuneigung für sie, seine Hoffnung auf ihren dereinstigen Besitz gewachsen.

Aeußerlich bestand ein geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen, was das Mädchen auch bis jetzt noch in kindlicher Unbefangenheit festhielt. Arnold empfand

anders. Wenn er auch ihre Schwächen, die eine allzu nachgiebige Erziehung bestärkt hatten, wohl erkannte, so liebte er sie doch mit seiner ganzen starken Mannesseele und sah sie längst als etwas ihm Gehöriges an. Er hoffte auch, daß sie — sich selbst vielleicht noch unbewußt — seine Neigung erwidere, und wollte ohne voreiligen Eingriff dies beglückende Gefühl reifen lassen.

Während Schönemann und Arnold plaudernd auf der Veranda standen, war Harriet in den Garten gelaufen; jetzt kam sie mit einer Handvoll später Rosen daraus zurück. „Für den Mittagstisch," rief sie, die Blumen schwenkend. Sie wußte, daß ihr Vater den Schmuck der Tafel gern habe.

Arnold folgte ihr ins Speisezimmer. Der Tisch stand gedeckt in der Mitte des schönen Raumes.

„Ach, für sechs?" fragte sie.

„Ich habe Herrn Leforêt eingeladen, mit uns zu essen," sagte der eben eintretende Hausherr. Er sah den Ausdruck der Verstimmung in Arnolds Gesicht und fügte entschuldigend hinzu: „Solch ein erstes Zusammensein mit der trauernden Tochter wird leicht lamentabel. Ich liebe düstere Tischgespräche nicht. Ist ein Fremder im Familienkreise, versteht es sich von selbst, daß man die Gefühle beherrscht."

Harriet verteilte ihre Rosen und legte jedem eine auf die Serviette: „Dem Herrn Leforêt, den die Mädchen „den schönen Jean" nennen, muß ich diese dunkelrote Monatsrose geben — ihm, für den alle glühen!" Neckisch blinzelte sie zu Arnold hinüber. „Und nun ist diese La France noch übrig. Jedem ein Ei und dem frommen Schweppermann zwei!" Lustig hob sie die Rose und legte sie auf Arnolds Teller.

Des jungen Mannes Züge erheiterten sich, behaglich strich er sich über seinen braunen Vollbart.

„Ich glaube nur, das „fromm“ paßt gar nicht für dich, du Bär.“ Sie drohte ihm, und er schalt sie lächelnd eine kleine Hexe. Seine ernsten grauen Augen strahlten dabei, und er dachte: Welch ein reizendes Geschöpfchen sie doch ist!

Frau v. Kurzenbach führte den Gast in den Oberstock des Hauses. Franziska, die schon öfter bei dem Onkel zum Besuch gewesen, war hier ganz heimisch.

„Sie wohnen wieder in dem Zimmerchen neben Harriets Balkonstube, liebes Fräulein,“ sagte die Hausdame und trat mit dem Gaste in ein freundliches kleines Gemach. „Jetzt ist die Verbindungsthür noch geschlossen und verstellt. Es ging leider nicht anders, aber ich hoffe, Sie werden das Eis bald auftauen und einen guten Einfluß auf Ihr Bäschen gewinnen. Nun machen Sie es sich bequem, da sind Ihre Sachen, in einer halben Stunde hole ich Sie zum Mittagessen ab.“

Sie ging, und das junge Mädchen beeilte sich mit dem Umkleiden.

Franziska hatte beschlossen, sich so angenehm wie möglich zu machen und sich so oder so, hier oder von hier aus eine gesicherte Zukunft zu schaffen. Vielleicht würde es ihr sogar gelingen, den reichen Onkel zur Unterstützung ihrer heißesten Wünsche zu bestimmen.

Ihr klug rechnender Kopf sagte ihr, daß sie nicht allein gegenwärtig hier besser leben könne als bei ihrer an einen vermögenden Offizier verheirateten Schwester, wo sie die Stelle der Bonne vertreten hatte, ja, daß sich ihr auch in diesem Hause weit eher eine vorteilhafte Partie bieten werde. Und dies mußte sie doch, solange sie noch jung war, besonders erstreben.

Sie wußte, daß es sie am besten kleide, leise und bescheiden aufzutreten. Auch verstand sie es, sich geschickt Menschen und Verhältnissen anzupassen.

Daß sie mit ihrer verwöhnten, eigenwilligen und in ihren Augen noch ganz kindischen Cousine nicht sonderlich stehe, fühlte sie, hielt es aber nicht schwer, nach und nach Einfluß zu gewinnen und die ganz Offene und Unbekümmerte zu beherrschen, ohne daß diese es gewahr werde.

Ganz besonders richtete sie aber ihr Augenmerk, ja ihr lebhaftestes Verlangen darauf, die Gunst der Frau Major zu gewinnen. Hing dies Bestreben doch mit ihren kühnsten Hoffnungen zusammen. Franziska hielt es auch gar nicht für schwierig, sich gut mit der Dame zu stellen, hatte diese ihr doch immer eine gewisse vertrauliche Bundesgenossenschaft entgegengebracht. Sie befanden sich hier ja so ziemlich in gleicher Lage und würden klug thun, sich gegenseitig zu unterstützen. Dieser Grundsatz sprach sich in ihrem ganzen Verhalten gegeneinander aus, ohne in Worten ausgedrückt zu sein.

Zur bestimmten Zeit klopfte die Hausdame an ihres Schützlings Thür.

Frau Laurette hatte auch ihrer Erscheinung etwas nachgeholfen. Sie widmete ihrem Aeußeren große Sorgfalt und hielt sich noch für sehr anziehend. Nun war sie von dem kleinen Kriege mit der widerspenstigen Harriet, vom Warten, Empfangen und Einführen erhitzt und wieder einmal zu rot geworden, da mußten Eau de Lys und Puder aushelfen; daß ihre Haut dadurch etwas lila schimmerte, ahnte sie nicht.

Fränzchen sah fein und zierlich in einer reich mit Spitzengekräusel besetzten fliederfarbenen Seidenbluse aus.

Als die beiden Damen das Speisezimmer betraten, stand Harriet, mit ihrem Kakadu auf der Hand, lachend und schwatzend im Kreise der drei Männer auf der Veranda.

Der dritte, der Prokurist Jean Leforêt, war ein

hübscher kleiner Herr mit dunklen Augen, schwarzem Kraushaar und feinem Schnurrbärtchen. Man sah ihm die französische Abkunft auf den ersten Blick an, auch seine Lebhaftigkeit und Behendigkeit deuteten auf den Ausländer.

Mit verbindlichen Formen eilte er sofort auf die durch das Eßzimmer herankommenden Damen zu, er kannte Franziska Schönemann von den früheren Besuchen her, wurde aber in diesem Augenblicke von ihrer reizvollen Erscheinung ganz betroffen.

Das bescheiden gesenkte Köpfchen mit dem nußbraunen Lockengekräusel, das niedergeschlagene Auge, aus dessen dunklen Tiefen nur selten ein feuchtglänzender Blick aufleuchtete, die graziöse Gestalt und das wehmütige Lächeln des feinen Mundes — wahrhaftig, ein entzückendes Ding, nur leider arm wie eine Kirchenmaus.

Man ging zu Tisch; Leforêt fühlte sich inmitten der beiden jungen Mädchen wie zwischen zwei Feuern. Rechts die übermütige Erbin, die er — bei seinem starken Selbstvertrauen — immer noch dem derben Rüdiger abzujagen hoffte, und die nicht nachließ, ihn anzureden, zu necken und kindlich mit ihm zu kokettieren; links die anziehende Waise, die in ihrer scheuen Zurückhaltung ihn um so mehr reizte, sie für sich zu erschließen. Es war ein denkwürdiger Mittag für Jean Leforêt.

Frau v. Kurzenbach präsidierte als vollendete Weltdame. Ihre Art, mit leisen Augenwinken den Diener zu lenken, die Wünsche jedes einzelnen zu beachten und dazwischen ihre beiden Nachbarn zu unterhalten, gefiel dem Hausherrn sehr.

Er war ein müder Mann, der ausruhen und sich's wohl sein lassen wollte. Wenn sein Widerspruchsgeist und sein Eigenwille nicht geweckt wurden, konnte man leicht mit ihm fertig werden.

Frau Laurette kannte ihn und wußte ihn zu behandeln. Ja, wenn die Dinge etwas weiter gediehen sein würden, wenn sie sich ganz unentbehrlich gemacht, wenn Schönemann sich vielleicht einmal vereinsamt fühlen sollte, möglicherweise würde sie dann geneigt sein, natürlich nur zum Besten ihres geliebten Hans Egon, den adeligen Namen, den sie trug, gegen einen Teil der Millionen des reichen Mannes einzutauschen. Es galt indes ein sehr vorsichtiges, zurückhaltendes Weiterschreiten.

Am wenigsten behaglich fühlte sich Arnold Rüdiger.

Was in aller Welt hatte denn Harriet immer mit dem albernen Leforêt vor? Ihr zwitscherndes Lachen fiel ihm auf die Nerven.

Er wußte lange, daß dies sein verwundbarster Punkt sei, allein er vermochte sein eifersüchtiges Mißempfinden gegen den geckenhaften Prokuristen nicht zu besiegen.

Es gab nach allen Richtungen hin einen heimlichen kleinen Krieg zwischen ihnen beiden, in dem er, als der Offenere und Ehrlichere, oft den kürzeren zog und bei dem er den Onkel selten auf seiner Seite sah, denn auch auf Schönemann besaß der geschmeidige Buchhalter einen schwer zu besiegenden Einfluß.

Als nach dem Essen Harriet mit ihrer lustigen jungen Stimme am Flügel im Salon Volkslieder sang und Leforêt ihr die Notenblätter umwandte, ging Arnold verstimmt in des Onkels Zimmer, um hier mit diesem bei einer Zigarre von Politik und Geschäften zu sprechen.

Zweites Kapitel.

Der Herbst schritt dem Winter entgegen; die Bäume im Garten und in der Allee streckten kahle Aeste zum farblosen Himmel empor. Ein kalter Wind kräuselte

das Wasser der Alster; die kleinen flinken Schraubendampfer verkehrten seltener, und das belebte Treiben des Wassersports, der buntbewimpelten Boote und Segler hatte fast ganz aufgehört.

In der Villa Schönemann genoß man indes auch jetzt die größte Behaglichkeit. Die Luftheizungsanlage erwärmte alle Räume, und je nach Bedarf verbreitete das elektrische Licht Tageshelle.

Franziska hatte sich in ihrer leisen, klugen Weise fest einzunisten gewußt. Sie nahm den Platz der freundlich sorgenden Haustochter ein, beobachtete jedermanns Wünsche, kam und ging, bediente anmutig und immer als Dame und übernahm stillschweigend das, wozu Harriet zu sorglos, kindisch spielend oder nie angewiesen worden war. Sobald Fränzchen aber fühlte, daß sie der Cousine im Wege stehe, trat sie unmerklich zurück und stellte Harriet auf den ersten Platz.

Mochten die beiden Mädchen auch zu verschieden sein, um sich eng aneinander zu schließen, so kamen sie nun doch, dank Franziskas nachgiebiger Rücksichtnahme, gut zusammen aus.

Ohne sich Rechenschaft zu geben, flatterte Harriet wie ein junges lustiges Vögelchen durch den Tag. Sie wollte, was ihr für den Augenblick gefiel, nahm ohne Lust oder Abwehr, weil es einmal so üblich und eingerichtet war, ihre Privatstunden, besaß keine hervorragenden Talente, ergriff aber lebhaften Geistes alles Gebotene.

Franziska teilte den trefflichen Unterricht der ins Haus kommenden Lehrer. Sie sagte sich, daß Wissen und Können brauchbares Rüstzeug sei, daß sie also den gebotenen Vorteil ausnutzen müsse. Auch schien es Harriet zu wünschen, daß sie teilnehme.

So trieben sie fremde Sprachen, musizierten und

malten, dilettantenhaft fiel manches aus, aber es half, den regen jungen Geistern, welche sonst ganz brach lagen, die Stunden zu füllen. Sie wußten dem Leben keinen bestimmten und wertvollen Inhalt zu geben und tändelten über die Leere hinweg.

Auch die Geselligkeit nahm einen breiten Raum in ihrem Leben ein. Es gab ein vielfaches Kommen und Gehen von Verwandten und Freunden, Familientage, kleine Diners, Tanzgesellschaften, Theater und Konzerte beschäftigten die Damen, und alles wurde, als etwas Neues, von Harriet freudig genossen.

Die geräumige Veranda, jetzt mit Glaswänden geschlossen und in den Ecken mit grünen Gewächsen besetzt, diente als Wintergarten und gewährte, mit hübschen Bambusmöbeln, Blumentischen, Schlingpflanzen und elektrischen Lichtampeln ausgestattet, einen reizvollen Aufenthaltsort.

Während eben Harriet im Salon ihre Singstunde nahm, saßen Frau v. Kurzenbach und Franziska, beide mit leichten Handarbeiten beschäftigt, in der Veranda und plauderten.

„Es ist nicht zu verkennen, liebes Fränzchen,“ sprach Frau Laurette, vorsichtig um sich schauend, „daß Sie einen günstigen Einfluß auf unsere kleine Wilde ausüben, aber unglaublich keck und rücksichtslos bleibt sie doch.“

„Ja, ja, dafür haben wir täglich Beweise,“ seufzte die Jüngere. „Mich nennt sie, auch in Gesellschaften: graue Maus. Was kann ich dafür, daß ich blasser bin als sie?“

„Unglaublich!“

„Ich schweige, ich halte das für das klügste. Aber —“ ein böser Blick schoß aus ihren dunklen Augen, und sie dachte: Ich werde meine Zeit finden, dir alle Demütigungen heimzuzahlen.

Die Hausdame begann wieder: „Ein sehr unangenehmer Zug ihres Wesens ist mir auch ihre unglaubliche Kordialität mit den Domestiken. Sie ist so plebejisch maßlos. Ich habe dann meine Not mit der Dienerschaft, sie einigermaßen in Respekt und in den gehörigen Formen zu halten."

„Ach ja, ganz recht," seufzte Fränzchen zustimmend.

Der Diener trat in die Veranda und überreichte Frau v. Kurzenbach auf silbernem Teller einen Brief. Die Dame hatte diese Form eingeführt.

„Von meinem Sohn," rief sie lebhaft und öffnete den Umschlag. Während sie las, wechselte Franziska die Farbe und blickte mit Spannung in das Gesicht der Mutter.

Der Brief schien nur kurz, aber sein Inhalt erregte die Frau außerordentlich.

„Hans Egon kann zum Weihnachtsfeste acht Tage Urlaub bekommen," rief sie freudig. „Er bittet mich, ihm eine Einladung von Schönemann zu verschaffen."

Man hätte Franziska in diesem Augenblicke nicht farblos nennen können, ihr schmales Gesicht strahlte in Glut und Freude. Er kommt meinetwegen — meinetwegen! frohlockte es in ihr.

Aber die glückliche Mutter beachtete die Lauschende nicht, hastig fuhr sie fort: „Ich habe immer gewünscht, ihn hier zu sehen, aber stets fand sich eine andere Verabredung oder Einladung für seine Urlaubszeit. Wir haben uns in den letzten Jahren nur flüchtig am dritten Orte getroffen. Jedenfalls wird es meine eigene Position bedeutend verbessern, wenn ich einen eleganten Gardeoffizier als Sohn im Schönemannschen Verkehrskreise einführen kann."

„Natürlich sehr kleidsam!" rief eine lachende Stimme dazwischen.

Die beiden Damen blickten auf und sahen Harriet in der Thür stehen. „Reizend, Tante Laurette, Arm in Arm mit dem stolzen Vaterlandsverteidiger! Papa hat gewiß nichts dagegen, daß er herkommt. Es ist ja auch recht nett, wenn zum Fest viel Besuch da ist.“

„Nun, es ist ja natürlich, wenn eine Mutter mit Stolz auf ihren trefflichen Sohn blickt.“

„Selbstverständlich! Ein Paradestück!“

„Soll ich dich nicht für herzlos halten, liebe Harriet,“ fuhr Frau v. Kurzenbach gefühlvoll fort, „so mußt du meine heiligsten Empfindungen in einem anderen Ton behandeln.“

Harriet wollte eben auf die Verbesserung von Tante Laurettens Position zurückkommen, eine unvorsichtige Offenherzigkeit, die sie ohne den Willen der Dame mit angehört hatte, als Besuch gemeldet wurde und das Gespräch abbrach.

Am Abend gingen die beiden Cousinen miteinander zu ihren Schlafzimmern hinauf.

Die Verbindungsthür zwischen den Räumen der Mädchen war noch nicht geöffnet worden; so blieb Harriet, wenn sie noch plaudern wollte, vor Franziskas Thür stehen.

Heute sagte sie: „Du kennst ja wohl den Leutnant Kurzenbach? Was ist denn eigentlich daran?“

Franziska, die fühlte, wie ihr wieder das Blut ins Gesicht stieg, antwortete leichthin: „O, er ist ganz angenehm,“ dabei öffnete sie ihre Thür und wollte den forschenden Blicken der anderen entschlüpfen.

Aber Harriet folgte ihr arglos, knipste das elektrische Licht an und setzte sich neben die Thür auf einen Koffer. Die Arme um die Kniee legend und sich hin und her wiegend, plauderte sie weiter: „Na, wie sieht er denn aus? Ist er dick, dünn, groß, klein? Hat er

solch fettes, rotes Gesicht wie seine gnädige Mama? Tanzt er gut? Ist er lustig?"

„Du fragst ein bißchen viel auf einmal."

„Und du bist schrecklich stumm und steif. Also nach der Reihe. Wie sieht er aus? Mehr stramm und männlich gleich Arnold oder solch kleiner Hering wie Leforêt?"

„Er ist zierlich und elegant und heller als Herr Leforêt."

„Also ein blonder Hering. Ein Anhaltspunkt. Nun erzähle mal, hast du ihn oft gesehen?"

„Ja."

Harriet war sehr aufgeräumt, fragte, ohne Antwort abzuwarten, lachte und scherzte über alles und quälte ihre Cousine, ohne es zu ahnen. Endlich, als sie einsah, daß sie Franziskas Wortkargheit nicht besiege, rief sie: „Bist du heute ein langweiliges Mäusle! Kriech ins Nest, wenn du gar zu müde bist!"

Sie sprang auf, gab der anderen einen schallenden Kuß auf die Wange und lief hinaus.

Franziska setzte sich auf ihren Bettrand und versank in glückliches Sinnen.

Also er wollte kommen, welch herrliche Aussicht für sie! Acht Tage mit ihm unter einem Dache, ein berauschender Gedanke! Onkel Schönemann würde ihn sehen, ihn lieb gewinnen und ihr Glück gründen.

Sie hatte in der letzten Zeit in Berlin manchmal an des Geliebten Ernst, der Aufrichtigkeit und Stärke seiner Neigung gezweifelt. Sie besaßen ja auch beide kein Vermögen und standen eigentlich ganz aussichtslos da.

Als sie sich zu einem letzten Lebewohl im Tiergarten getroffen, war er ihr, deren Herz sich in Qualen zusammenzog, zerstreut und gleichgültig erschienen. „Meine

Mutter ist eine gewandte Frau, sie wird dir dort einen reichen Mann verschaffen. Sei klug, halte dich zu ihr." Das waren seine tröstenden Worte gewesen, sie klangen nicht nach dem Besiegen aller Hindernisse, einer Treue ohne Wanken.

Aber hatte sie nicht selbst oft gedacht: Mit Hans Egon komme ich nie zusammen, ich muß zugreifen, muß jede gute Partie, die sich mir bietet, annehmen. Nun reiste er ihr nach, nun meinte er es doch ehrlich, o welch glänzende, beseligende Wendung konnte ihr Geschick nehmen!

Ihr zärtliches, auf keine Aussicht begründetes Verhältnis war nach und nach, wie von selbst entstanden. Infolge des Aufenthalts seiner Mutter in Onkel Schönemanns Hause hatte er bei ihrem Vater Besuch gemacht und war, da sie sehr gesellig lebten, mehrfach eingeladen worden. War er doch auch ein Kamerad ihres Schwagers. Er hatte ihr von Anfang an Aufmerksamkeiten bewiesen, hatte ihr manchmal beim Tanz Liebesworte zugeflüstert und sie einmal, da er sie allein getroffen, in die Arme geschlossen und geküßt.

Von dieser glücklichen Stunde an duzten sie sich heimlich und sprachen von der Möglichkeit einer Vereinigung, die er aber doch immer als undenkbar bezeichnete. Als sie nach dem plötzlichen Tode des Vaters im Hause ihrer Schwester gelebt, hatte sie ihn auch dort öfter gesehen und endlich, kurz vor ihrer Abreise, ihm die Zusammenkunft im Tiergarten bewilligt.

Sie liebte ihn so heiß sie zu lieben vermochte. Allein sie beargwöhnte ihn mit eifersüchtiger Angst, daß sie für ihn nichts mehr als eine vorübergehende Spielerei bedeute.

O wie selig fühlte sie sich jetzt, daß ihr Argwohn unbegründet gewesen war, da er ihr nun doch mit

seinem Besuch den Beweis seiner Sehnsucht und treuen Liebe gab!

Geschrieben hatten sie sich nie; diese Möglichkeit war von seiner Seite, als kompromittierend für sie, abgelehnt worden. Sie hatte versucht, darin eine zarte Sorge für ihren Ruf zu sehen. So hörte sie nur dann und wann von seiner Mutter über des Geliebten Ergehen und that ihr Bestes, der Frau zu gefallen.

Franziska hatte sich noch nie so glücklich gefühlt wie heute abend. Sie entschlummerte unter den süßesten Träumen. —

Am nächsten Tage saß Frau v. Kurzenbach in ihrem kleinen Salon, der sich Harriets Zimmer gegenüber im ersten Stock befand, am Schreibtisch, um ihres Sohnes Brief sogleich zu beantworten.

Schönemann war ihrem Wunsche bereitwillig entgegengekommen. So durfte sie dem Leutnant eine artige Einladung zum Weihnachtsfeste übermitteln. Sie schrieb:

„Mein teurer Hans Egon!

Dein verständiger Entschluß, Dir unsere kleine Erbin anzusehen, erfreut mich sehr. Du wirst finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe. Unser Millionentöchterchen ist ein hübsches, frisches Mädchen und, wie Du weißt, des reichen Schönemanns einziges Kind. Natürlich ist sie sehr umworben, etwas verwöhnt und gewiß nicht leicht zu gewinnen. Du aber, mein Sohn, vermagst ja mit allen diesen jungen Kaufleuten, die hier verkehren, sieghaft in die Schranken zu treten und wirst mit Deiner Erscheinung jeden Rivalen aus dem Felde schlagen. Komm aber ja in Uniform, sie steht Dir vorzüglich und hebt Dich zwischen dem monotonen Zivil glänzend hervor. Dergleichen gefällt jungen Mädchen.

Solltest Du Dich meinen Wünschen gegenüber doch etwas skeptisch verhalten und eine Verbindung mit dem

bürgerlichen Namen Schönemann ungern eingehen, so bedenke, wie viel sieben=, ja neunzackige Kronen mißlich gestellter Adelsfamilien heutzutage mit Reichtümern aus dem Erwerbsleben frisch vergoldet werden. Man muß nur genügend umsichtig sein und einen vornehmen Namen, nach dem die kleinen Bürgermädchen doch alle angeln, nicht zu billig hingeben. Hier aber ist ein positiver, solider Reichtum, und es bietet sich Dir die allerbequemste Gelegenheit, unseren Backfisch zu gewinnen.

In herzlicher Freude und gespannter Erwartung

Deine Mutter."

— — — — — — — — — — — —

Es war einige Wochen später, der Winter trat in sein Recht, und der Schnee wirbelte oft stundenlang in feinem Gestäube oder schweren Flocken zur Erde herab.

Solch ein Wetter gefiel Bernhard Schönemann. Er hatte nun den besten Grund vor sich selbst, nicht aufs Comptoir zu gehen und überhaupt das Haus nur in den Seidenpolstern seines geschlossenen Coupés, wohlverpackt in einen prächtigen Pelz, zu verlassen, falls ihn irgend ein Kunstgenuß oder eine zusagende Geselligkeit lockte. Besonders gern fuhr er mit den Damen ins Theater oder besuchte kleine feine Diners im Kreise seiner großen Verwandtschaft.

Arnold Rüdiger kam täglich in die Villa, berichtete dem Onkel vom Stande der Geschäfte, neckte sich mit Harriet, fühlte sich heimisch und wohl im Hause und blieb oft, wenn keine andere Einladung vorlag, zum Mittagessen, das um sechs Uhr eingenommen wurde.

Bernhard Schönemann saß an seinem Schreibtische, hatte die Lupe zur Hand und untersuchte einige ihm, zum Verkauf angebotene seltene Münzen. Er war ein eifriger Numismatiker, der viel kaufte und tauschte.

Das Zimmer des reichen Mannes war mit gediegenem

Luxus ausgestattet. Holzgetäfel, Ledertapeten mit Goldpressung, Sammetvorhänge mit gestickten Borten, schwellende Polster auf geschnitzten Möbeln, weiche Teppiche und kostbare Felle, ein altdeutscher Kaminofen und erlesene Kunstwerke schmückten den großen Raum.

Neben dem Schreibtisch befand sich ein in die Wand eingelassener eiserner Schrank, dessen Metallthür von einer holzgeschnitzten Thür bedeckt war und in dem die wertvollen Sammlungen verwahrt wurden. Der Innenraum war der Länge nach geteilt und beide Hälften mit Fächern versehen. Ueber jedem derselben stand der Inhalt angeschrieben.

Links oben lag eine dunkle Ledermappe, und darüber las man: „Familienpapiere“. In den Borten darunter: „Münzen“, „Briefmarken“, „Muscheln“.

Schönemann hatte sich ein Leben voll eigenster Interessen und Studien geschaffen. Da er sich von jeher wenig um sein Kind gekümmert hatte, waren Vater und Tochter einander innerlich fremd geblieben. Er freute sich an dem aufblühenden jungen Geschöpfe. Ihr Frohsinn ergötzte ihn, von ihren Charakteranlagen wußte er nichts, und daß sich in dem lachenden, spielenden Kinde auch einmal Eigenart, ernstes Wollen und Leidenschaft entwickeln könne, daran dachte er nie.

Während Schönemann noch seine Münzen verglich und ordnete, wurde kurz an die Thür geklopft, durch die Arnold Rüdiger eintrat. Er kam jeden Tag um diese Zeit, so war sein Erscheinen nichts Außergewöhnliches, und nur mit flüchtigem Aufblick und Gruß unterbrach der Hausherr seine Beschäftigung.

Arnold rollte einen der Lehnstühle zum Schreibtisch heran, setzte sich und begann über die Eingänge für das Geschäft und seine heutigen Verfügungen zu sprechen;

es war nur der Form halber, daß er dies manchmal im fragenden Ton that.

Endlich, als Arnold gewahrte, daß der alte Herr etwas mehr bei der Sache sei, begann er von Jean Leforêt zu sprechen.

Bei Nennung dieses Namens blickte Schönemann mit einem gereizten Ausdruck auf.

„Es thut mir leid, Onkel," sagte Arnold, die Achseln zuckend, „ich kann dir aber die Mitteilung nicht ersparen, daß dieser Mensch jeden Tag anmaßender wird. Seit er das kleine Kapital von seiner Tante geerbt hat, hören die Andeutungen, er wünsche und sei berechtigt, als Teilhaber in die Firma einzutreten, gar nicht mehr auf. Wir sind heute ziemlich hart aneinander geraten."

„Mir erscheinen Leforêts Wünsche gar nicht unerfüllbar. Ich könnte mich nach und nach ganz zurückziehen. Was soll ich noch dazwischen? Und du hättest einen fleißigen, gut eingeführten Teilhaber."

„Diesen werde ich nie dazu annehmen!"

„Du bist gereizt und folgst einer Verstimmung. Der Kaufmann soll leidenschaftslos sein und kühl abwägen."

„Ich muß mit Freuden arbeiten können."

„Papperlapapp, wenn du nur verdienst."

„Wir werden das ohne den Schleicher thun. Mag er meinetwegen auf seinem jetzigen Platz bleiben, aber näher soll er mir nicht treten."

„Welch unbegründete Abneigung gegen den geschickten Menschen!"

„Du weißt, ich halte seinen Charakter für unzuverlässig. Er ist ein Katzbuckler; wir kommen nie zusammen aus!"

Der Alte lächelte. „Sollte wohl gar ein bißchen Eifersucht auf den hübschen, gewandten Burschen im Spiele sein?"

„Ich hoffe nicht, daß ich Ursache dazu habe!“ Eine dunkle Röte schoß dem jungen Mann bis unter das krause Haar.

„Sachte, sachte!“ Schönemann hob beschwichtigend die Rechte. „Was macht's denn auch, wenn das Kind mit ihm spielt und schäkert? Du weißt, ich habe dir ihre Hand zugesagt. Wenn du willst, können wir die Geschichte jeden Tag zum Abschluß bringen.“

„Bitte, nein!“ unterbrach der junge Mann hastig.

Er kannte Harriet genau und wußte, daß sie nicht an Zwang gewöhnt war. Ihre unbefangene Herzlichkeit beglückte ihn, und er liebte sie zu sehr, um sie nicht im geeigneten Augenblicke selbst für sich gewinnen zu wollen. Jede Einmischung des Vaters erschien ihm wie eine Entweihung, wie die Störung eines schönen Werdens. Nachdem er diese Auffassung wiederholt ausgesprochen, hatte der Alte ihm zugesagt, in keiner Weise dareinreden zu wollen. Arnold wußte ja auch, daß es dem Oheim am liebsten sei, wenn man nichts von ihm forderte.

Das Gespräch wandte sich wieder auf das Wesen und die Ansprüche des Prokuristen, und der gleichgültige und müde Aeltere mußte sich der Entschiedenheit und Festigkeit des Jüngeren fügen, der mit aller Bestimmtheit darauf bestand, Leforêt keinerlei weitere Rechte einzuräumen.

Drittes Kapitel.

Das Weihnachtsfest, das durch den Besuch des jungen Offiziers verherrlicht werden sollte, wurde von Frau v. Kurzenbach mit lauter und von Franziska mit heimlicher Freude erwartet.

Sorglos und arglos nahm Harriet die Aeußerungen

und Stimmungen ihrer Hausgenossinnen entgegen. Sie faßte alle Vorbereitungen zum Fest als etwas sehr Wichtiges auf, fuhr gern in die Stadt zu den schön ausgeputzten Läden, kaufte nach Herzenslust und fertigte heimlich kleine Handarbeiten.

So kam der 23. Dezember heran.

Die Damen hatten ausgemacht, daß sie heute nachmittag vor dem Diner den großen Weihnachtsbaum aufputzen wollten. Morgen mittag sollte der Gast aus Berlin ankommen, dann waren alle Vorbereitungen getroffen, und man konnte das Fest recht aus dem Vollen begehen.

Im Salon, der im Glanz des elektrischen Lichts erstrahlte, stand inmitten des weiten, üppig ausgestatteten Raums auf dem bunten türkischen Teppich eine herrliche Fichte. Auf dem Tische zur Seite lagen, ausgeschüttet wie aus einem Füllhorn, Haufen feinen Zuckerwerks und bunten Schmucks. Franziska war beschäftigt, farbige Seidenbändchen an die Zieraten zu binden, und Harriet stand auf einem Hocker und befestigte die ihr zugereichten Kleinigkeiten am Baum.

Frau v. Kurzenbach lehnte im rotgeblümten Seidensessel, beobachtete das Treiben der jungen Mädchen durch ihre Stiellorgnette und gab mit vieler Wichtigkeit guten Rat.

„Ich fürchte, liebe Franziska, Ihre letzten Bändchen sind zu lang, und dann könnten etwas mehr Glanzsachen auf diese Seite gehängt werden.“

„Wird's hier nicht zu voll, Tante Laurette?“ fragte Harriet sich wendend.

„Den Silberstern etwas höher, mein Kind.“

Harriet reckte sich und suchte den glitzernden Stern an einem anderen Zweige zu befestigen.

Mittlerweile war, leise im Schnee rollend, eine Droschke

am Hause vorgefahren. Behrens, der Bediente, hatte den Wagen kommen sehen und die Hausthür geöffnet. Ein junger Offizier sprang aus dem Schlage.

„Wohl der Herr Leutnant v. Kurzenbach?“ fragte Behrens. „Der Herr Leutnant werden erst morgen erwartet, aber die Frau Baronin freuen sich gewiß.“

„Führen Sie mich zu meiner Mutter,“ sagte der Gast, im Flur rasch seinen Mantel abstreifend.

Behrens beeilte sich, die Thür zum Salon zu öffnen. Während er meldend hineinrief: „Der Herr Leutnant!“ überschritt Hans Egon bereits die Schwelle.

Seine Mutter flog ihm, einen Freudenruf ausstoßend, entgegen. Franziska fuhr empor, klammerte sich mit beiden Händen an den Tisch, ihre Wangen glühten, und ihre Augen strahlten, die Freude des Wiedersehens überwältigte sie fast.

Harriet, den silbernen Stern hoch in der Rechten, wandte sich langsam nach dem Eintretenden um.

Sein Blick wurde sogleich von der hellen Mädchengestalt gefesselt, die wie schwebend vor dem dunklen Baum erschien.

Alle Wetter, war sie das, sie, die kleine Millionärin? Ungehört rauschte die Flut der mütterlichen Worte an Hans Egons Ohren vorüber; nicht einen Blick der Begrüßung fand er für die zitternde Franziska, seine ganze Seele lag im Auge; dies reizende Kind da bezauberte ihn völlig.

Harriet brach den Bann, indem sie vom Bänkchen heruntersprang und einen Schritt auf den Ankömmling zu that.

„Ich darf dir meinen teuren Sohn vorstellen, liebe Harriet,“ sagte Frau v. Kurzenbach strahlenden Gesichtes. „Ihnen, gutes Fränzchen, ist mein Hans Egon ja bekannt.“

Zagenden Schrittes, mit ängstlichem Blick des jungen Mannes Gesichtsausdruck prüfend, war Franziska herangekommen.

„Ach, schon heute?“ rief Harriet erstaunt und reichte dem jungen Offizier die Hand. „Sie wollten ja erst morgen kommen?“

„Sehnsucht nach Mama und — ja, und nach diesem Paradiese trieben mich faktisch ganz kolossal.“

„Du weißt, mein geliebter Sohn, daß jede Stunde, die du mir schenken kannst, mein Mutterherz beglückt.“

„Na ja, Sie konnten ja ruhig herkommen, wann Sie wollten,“ sagte Harriet und wandte sich wieder dem Weihnachtsbaume zu.

„Ehre, gnädig' Fräulein auch wiederzusehen,“ schnarrte Hans Egon, endlich auch Franziska mit zusammenschlagenden Hacken begrüßend.

Diese hatte, scharf beobachtend, sogleich bemerkt, welchen Eindruck Harriets Erscheinung auf den Geliebten gemacht hatte und wie förmlich er sich gegen sie verhielt.

Sie war jetzt keines Wortes mächtig, starrte ihn wie betäubt an und stützte sich, einen Halt suchend, auf die Lehne des Sessels, den seine Mutter verlassen hatte.

Oder war's nur eine Komödie von Hans Egon, um ihre Beziehungen zu verschleiern? Geduld, die nächsten Stunden mußten sie aufklären!

Frau v. Kurzenbach, die mißbilligend wahrnahm, daß Harriet sich nicht sonderlich entgegenkommend verhielt, drängte ihren Sohn, sogleich mit ihr zum Hausherrn zu gehen, dem doch zunächst die Begrüßung des Gastes gelten mußte.

Sie schritten miteinander durch den hell erleuchteten Eßsaal und betraten Schönemanns Zimmer.

Der alte Herr saß schreibend da, ein aufgeschlagenes

Briefmarkenalbum lag neben ihm, und der eiserne Wandschrank mit den kostbaren Sammlungen stand offen. Er hatte das leise Anklopfen der Hausdame, die oft zu ihm mit allerlei Fragen kam, überhört und fuhr bei dem Geräusch des Eintretens betroffen herum.

Seine Bewillkommnung war artig, aber zerstreut: „Bitte, sich's in meinem Hause so angenehm wie möglich zu machen, Herr Leutnant. Ihre Frau Mutter wird Sorge tragen. Freut mich, Sie hier zu sehen."

Frau Laurette erklärte, nicht länger stören zu wollen, ihr Sohn werde ja beim Diner die Ehre haben, Herrn Schönemann wiederzusehen.

Oben in dem für Hans Egon bestimmten Gastzimmer war die erste Frage der Mutter: „Nun, wie gefällt sie dir?"

„Aber das ist ja ein ganz entzückender Balg! Das wahre Apfelblütengesicht! Zum Verlieben, auch ohne ihren Mammon!" Ganz erregt schritt er im Zimmer hin und her.

Frau v. Kurzenbach sank auf das Sofa und lächelte befriedigt. „Siehst du wohl, mein Liebling, etwas Geschmack besitzt deine kleine Mama doch noch, und billig giebt sie ihren Prachtjungen nicht weg."

„Scheint nicht sonderlich ankömmlich, dein glitzernder Goldfisch."

„Was willst du? Würde dir ja gar nicht gefallen, wenn sie allzu leicht zu haben wäre."

„Meine auch, wird sich machen. Persönlichkeit bleibt nicht ohne Eindruck."

„Und dann bedenke, wie rasend so ein Mädchen umworben wird. Wie verwöhnt die ist. Du mußt dich ordentlich ins Zeug legen. Aber ich bezweifle keinen Augenblick —"

„Na ja, wir lassen nicht locker."

Erst als seine Mutter gegangen war, kam es Hans Egon zum Bewußtsein, daß die halbvergessene Liebelei mit dem farblosen Fränzchen ihm hier doch unbequem, vielleicht sogar hinderlich werden könne. Er hatte seinem Verhältnis zu der Kleinen nie ein sonderliches Gewicht beigelegt und keinen Augenblick an eine Heirat gedacht. Lediglich einer Anwandlung von Zärtlichkeit war er gefolgt und der Gunst der Gelegenheit; ihre lockenden Augen hatten ihm ein Wagnis gestattet. Angezogen von der Aussicht auf die Hand der Erbin, die seine Mutter ihm eröffnet, kam er her, erst ganz nachträglich wurde er an Franziskas Gegenwart erinnert.

Nun mußte er der Verlassenen noch etwas Wind vormachen, seufzen, sie besänftigen. Es war ja auch in der That unmöglich, sie zu heiraten, das hatte sie so gut gewußt wie er.

Beruhigt durch seinen Entschluß, trat er vor den Spiegel, drehte sein blondes Bärtchen hinauf, lächelte sich an, bürstete lange am glatt gescheitelten Blondhaar, vertauschte die etwas verstaubten Reisekleider mit einer glänzend neuen Uniform und Lackstiefeln und klopfte, sehr befriedigt von seinen Aussichten, an der Mutter Thür nebenan.

— — — — — — — — — — — —

Nachdem Franziska sich von ihrer schmerzlichen Erschütterung etwas erholt hatte, setzte sie mit Harriet, die sie antrieb, ihr wieder Baumschmuck zuzureichen, die unterbrochene Beschäftigung fort.

„Ich weiß nicht,“ sagte Harriet gleichmütig, „warum solch ein Leutnant gerade netter sein soll als andere Herren. Meistens tanzen sie ja besser, aber sie sehen so bunt, so befremdlich aus. Und Tante Laurette sieht er auch etwas ähnlich, das ist doch komisch, Tante Laurette in Uniform.“

Sie lachte so ausgelassen, daß sie fast vom Schemel fiel.

„Aber Fränzchen, bitte, reiche mir doch nicht immer dieselben Likörrosen her, du bist ja ganz konfus.“

„Entschuldige, was möchtest du jetzt?“

„Da, die großen Schokoladesachen und rote Bänder daran. Wir müssen uns beeilen, Arnold kann gleich zu Tisch kommen.“

Da stand plötzlich Arnold ungesehen hinter ihr, hob sie vom Bänkchen und sagte: „Du hast deine Sache herrlich gemacht. Der Baum ist fertig, und du kannst dich jetzt deinem Gaste widmen.“

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Arm und rief, er habe sich nicht einzumischen, und wenn er anmaßlich sei, werde sie sich gar nicht mehr um ihn kümmern. --

Nach dem Essen, bei dem sich Hans Egon an ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen Harriet selbst übertraf, ging der Leutnant allein in den Wintergarten, während die übrigen sich in den Salon begaben. Er rechnete darauf, daß Franziska so gut wie er selbst heimliche Aussprache wünschen und suchen werde.

Das junge Mädchen stand am Seitentischchen im verlassenen Eßzimmer, schenkte den Mokka aus silberner Kanne in zierliche Täßchen und brachte sie den Tischgenossen in den Salon.

Es war unauffällig, ja selbstverständlich, daß sie auch dem jungen Offizier seine Tasse zutrug.

„Endlich, teures Fränzchen — ersehnter ungestörter Augenblick!“ flüsterte er und setzte die ihm gebotene Tasse auf ein Tischchen. Dann ergriff er nach raschem Umsichblicken ihre beiden Hände, sah ihr zärtlich in die Augen und stammelte unter Seufzern: „Welch ein Verhängnis — tragischer Konflikt -- uns noch wunden Herzens — hier zusammengeführt!“

Franziska trachtete ihm ihre Hände zu entziehen. „Lassen Sie mich, Herr v. Kurzenbach — ich fühle — ich weiß — Sie treiben ein doppeltes Spiel."

„Wie können Sie denken?"

„Sie haben mich nie geliebt."

„Franziska!"

„Die Millionen meiner Cousine locken Sie."

„Das Glück einer Verbindung mit dir ist mir ja versagt."

„Ich weiß, daß ich neben Harriet verblasse." Eine Thräne bittersten Verdrusses trat ihr ins Auge.

Er begann eben, sich in bedauernden Versicherungen zu ergehen, als seiner Mutter Stimme ziemlich scharf rief: „Franziska, bitte, Herr Schönemann möchte noch etwas Kaffee!"

Das junge Mädchen eilte zurück. Als sie in den Salon trat, um den Onkel zu versorgen, kam Frau v. Kurzenbach zu ihrem Sohn heran, der eben den Wintergarten verließ.

„Ich beschwöre dich, Hans Egon, keine Unvorsichtigkeit! Du darfst deine Aufmerksamkeiten nicht teilen. Nur Harriet allein muß dich beschäftigen."

„Aber ich denke ja nur an sie!"

„Dein Verhalten gegen die Kleine hätte kein anderes Auge als das meine sehen dürfen."

„Effektiv ganz harmlos."

— — — — — — — — — — — —

Am Weihnachtsabend erhielt Harriet vom Vater den Brillantschmuck ihrer Mutter beschert. Es war öfter erwähnt worden, daß sie die kostbaren Steine nicht eher bekommen solle, als bis sie völlig erwachsen sei. Auch heute wurde dies bekräftigt.

„Du bist nun eine fertige, heiratsfähige junge Dame," sprach Schönemann schmunzelnd, „da darf ich wohl

nicht mehr zögern, dir dies wertvolle Erbteil einzuhändigen."

Harriet war entzückt, nahm die einzelnen Stücke aus dem Etui, hielt sie sich an den Kopf, lächelte Arnold zu und fragte, ob sie das kleide.

Er fand sie reizend und freute sich ihrer kindlichen Art. —

Die Festtage brachten ein fröhliches, unruhiges Treiben. Die Villa Schönemann wurde kaum leer von Gästen.

Der Leutnant, unterstützt von seiner gewandten Mutter, fand sich rasch in die ihm neuen Verhältnisse und unter den kommenden und gehenden Personen zurecht. Sein Bestreben war, sich allen angenehm zu machen. Er hielt sich, so viel es sich thun ließ, an Harriets Seite, die seine Huldigungen als etwas Selbstverständliches mit ihrem gewöhnlichen lachenden Uebermut entgegennahm.

Franziska litt peinlich; verzehrende Eifersucht quälte sie. Unter argwöhnischem Aufpassen belauerte sie den Verkehr ihrer glücklichen Cousine mit Hans Egon. Dieser schien es nicht für nötig zu halten, sich ihr ein zweites Mal vertraulich zu nähern. Sie wußte ja auch, woran sie mit ihm war.

Eigentlich hatte sie es immer gewußt, aber ihr rebellisches Herz hatte nicht eingewilligt, an seine flatterhafte Leichtfertigkeit zu glauben. Wie schwer dies alles zu ertragen war! Nachts lag sie schlaflos und rang mit ihrem Schmerz. Sie wußte nicht, sollte sie triumphieren, wenn Harriet ihren neuen Verehrer nachlässig und gleichgültig behandelte, oder peinigte sie sein anscheinender Mißerfolg wie eine ihr selbst zugefügte Kränkung.

Noch ein Mittel konnte sie versuchen, vielleicht ließ

Hans Egon sich durch Eifersucht reizen. Sie fühlte, daß sie Jean Leforêt nicht gleichgültig sei, nun begann sie den Prokuristen recht augenscheinlich zu ermutigen. Allein der Leutnant war seinerseits zu ausschließlich mit Harriet beschäftigt, um Franziskas Verhalten zu beobachten. Welch eine Demütigung, so zur Seite zu stehen!

In dieser Zeit quälender Gemütskämpfe bestärkte sich ihre Abneigung gegen die glückliche Harriet, die fröhlich und sorglos durch den Tag gaukelte und wenig von alledem merkte, was in den Seelen derer vorging, unter denen sie ihr Blütenleben genoß.

Franziskas eifersüchtiger Neid schwoll manchmal bis zum Haß, und sie grollte dem Schicksal, das so ungerecht geteilt hatte. In Harriets Zukunft gab es doch nicht das kleinste Wölkchen. Sie konnte eine Liebesheirat schließen und war für alle Zeit geborgen. Daß die Neigung der Glücklichen sich, den Wünschen der Nächstbeteiligten gemäß, ihrem Freunde und Vetter Arnold Rüdiger zuwende, glaubte Franziska mit aller Bestimmtheit wahrzunehmen. Also auch hier nirgends ein Konflikt für die vom Geschick Bevorzugte.

Frau v. Kurzenbach hielt manche Beratung mit ihrem Sohn.

Wenn sie auch in mütterlicher Vorliebe nicht begriff, wie ein Mädchen seiner Bewerbung widerstehen könne, so glaubte sie doch zu erkennen, daß Harriet ihn nicht ermutige. Was thun? Wie dem dummen Dinge die Augen öffnen? Diese Frage wollte reiflich erwogen sein. Und nicht genug, daß die Vernunft für diese Heirat sprach, noch mehr, Hans Egon war ernstlich verliebt und litt unter Harriets schnippischer Abweisung.

„Mein Urlaub ist in den nächsten Tagen abgelaufen," sagte er, in seiner Mutter Zimmer unmutig im Sessel liegend.

Dann sprang er auf, blieb vor ihr stehen, reckte sich hoch, trat heftig mit dem Fuße auf und rief entschieden: „Ich lasse es diesen Abend auf einen letzten Versuch ankommen. Gewißheit will ich. Spielt sie nur die Spröde? Möchte sie sich suchen lassen? Manchmal glaube ich, daß ich ihr nicht gleichgültig bin.“

„Sie kokettiert also mit dir?“

„Oder vielmehr durch den Schleier mädchenhafter Scheu bricht die geweckte Verliebtheit. Man kennt das.“

„Ich halte es auch für undenkbar, daß sie ganz kühl bleiben sollte.“ Sie sah ihn mit stolzem Wohlgefallen an. „Wen hat sie denn hier in ihrem Kreise Hervorragendes? Der Vater begünstigt offenbar den derben Rüdiger. Es möchte ihm geschäftlich passen —“

„Ich denke hinlänglich mit dem ungeleckten Bären konkurrieren zu können!“ rief der junge Offizier selbstgewiß. —

Am Abend war Gesellschaft in der Villa Schönemann. Der jugendliche Kreis, in dem Harriet verkehrte, war zum Plündern des Tannenbaums eingeladen worden. Dieser, mit hübschen Geschenken behängt, stand mitten im Salon auf einem weiß gedeckten Tische, auf dem noch allerlei Sächelchen zu einer kleinen Lotterie lagen.

Die jungen Leute, zum Teil untereinander verwandt und von Kindheit an bekannt, verkehrten lustig und unbefangen miteinander.

Man sprang unter fröhlichem Singsang um den Baum, dessen Lichter langsam herabbrannten, verloste unter Lachen und Scherzen die Geschenke und ging dann zum Souper, das man abzukürzen trachtete, um endlich, endlich zu tanzen.

Während das Speisezimmer in einen Tanzsaal verwandelt wurde und die vier Musiker sich in einer Ecke

einrichteten, verteilte sich die Gesellschaft gruppenweise in den angrenzenden Räumen. Aeltere Personen plauderten mit dem Hausherrn in dessen Zimmer. Die lustigen Jüngsten saßen im Wintergarten, lautes Lachen scholl von dort. Auch im Salon bildeten sich Kreise. Das daranstoßende blaue Kabinett war noch leer.

Hans Egon traf im Speisesaal auf seine Mutter, die verschiedene Befehle gab.

„Sie ist entzückend," raunte er ihr zu. „Wie eine Rose, aber unerreichbar. Immer umringt. Wie ein Wirbelwind flüchtig. Hättest mich wenigstens beim Souper neben sie setzen können."

„Ich that's. Die Kärtchen sind aber vertauscht worden."

„Verschaffe mir einige ungestörte Augenblicke mit ihr. Ich bitte dich."

„Halte dich im Salon, ich werde es machen."

Sie trat beobachtend in die Thür des Wintergartens.

Drüben im Winkel, hinter den Palmen, saß Franziska, von Leforêt lebhaft unterhalten. Hier vorn, um den runden Tisch, hatten sich etwa ein Dutzend jugendlicher Gäste zusammengefunden, Harriet unter ihnen; die Lauscherin konnte ihr gerade ins strahlende Gesicht sehen. Warum hatte Hans Egon versäumt, sich unter diese zu mischen?

Ein Pfänderspiel war im Gange. Arnold Rüdiger, der neben seiner Cousine saß, hob einen kleinen weißen Handschuh und rief: „Das ist dein Pfand, Harriet. Ein Gedicht hersagen."

Mehrere junge Herren riefen: „Famos, herrlich, heraus damit!"

Harriet schnellte empor, lächelnd blickte sie um sich. Arnold sah mit glücklichen Augen zu ihr auf.

„Ein Gedicht? Was denn?“

„Den kleinen Vers von neulich!“ rief eine der jungen Damen.

Sie deklamierte:

„Die Rose sprach zum Schmetterling:
Was willst du kleines, keckes Ding? —
Berauschen mich an deinem Duft. —
Geh weg — du bist ein rechter Schuft!“

„Unrichtig, ganz verkehrt, so heißt es ja gar nicht!“ riefen die Mädchen lachend.

Harriet fuhr pathetisch fort:

„Begieb dich in die frische Luft,
Denn zwischen uns gähnt eine Kluft!“

„Aber du faselst ja schrecklich —“

In diesem Augenblicke war es Frau v. Kurzenbach gelungen, Harriets vergnügt umherschweifenden Blick aufzufangen. „Bitte, liebes Kind, auf einen Moment,“ rief die Dame ihr zu.

Vielleicht gefiel es Harriet, eben jetzt zu entschlüpfen, wo man wegen ihrer kindlichen Improvisation von allen Seiten lachend auf sie einsprach. Sie lief zu Frau Laurette hinüber.

„Was giebt's, Tantchen?“

„Komm nur eine Minute, Liebling.“

Sie gingen ein paar Schritte miteinander im Speisesaal vorwärts. Harriet sah ihre Begleiterin neugierig an.

Diese fuhr fort: „Die Musiker, weißt du, möchten gern etwas wie einen Anhaltspunkt, möchten deine Wünsche — in Hinsicht der Tanzordnung. Könntest du nicht einen kleinen Entwurf machen? Man heftet den Zettel neben der Musik an. Sie richtet sich danach und auch die Tänzer.“

„Es sollte ja eigentlich nicht so feierlich sein.“

„Gleichviel, ein Blättchen von deiner Hand, was du gern tanzen möchtest, brächte mehr Ordnung in die Sache.“

Harriet schwankte. Eigentlich war es ihr ganz angenehm, vorzuschreiben, was sie wollte.

Mittlerweile durchschritten sie den Salon, in dem es nach dem Tannenbaum und den ausgebrannten Wachskerzen duftete. Als sie sich nach dem Kabinett wandten, wechselte Frau v. Kurzenbach einen Blick mit ihrem Sohn, der eben eine junge Frau höflich unterhielt. Hans Egon erhob sich langsam.

Im Kabinett schlug Frau Laurette die auf dem zierlichen Schreibtischchen liegende Mappe auf und nötigte Harriet, die gutwillig gehorchte, sich an den Tisch zu setzen.

„So, mein Engelchen, nun schreib die Tänze auf, die du wünschest.“

Das junge Mädchen tunkte die Feder ein und murmelte: „Polonaise, steif und langweilig, meinst du nicht auch, Tante Laurette?“

„Davon verstehe ich nichts, mein süßes Kind, aber hier, mein Sohn, kann dir am besten Rat geben.“

Der Leutnant trat zu der Ueberlegenden heran, und seine Mutter, mit raschem Griff die Portiere weiter zuziehend, verschwand im Salon.

„Ja, was tanzt man denn jetzt besonders auf kleinen Privatbällen in Berlin?“ fragte Harriet, nachdenklich zu dem erregten Hans Egon aufblickend.

Er sprach, er wußte nicht was, von Tänzen und Tanzordnungen, und sie begann zu schreiben.

Als sie jetzt aufsah, erkannte sie seine Bewegung. Er stützte sich auf den Schreibtisch, und sein Kinn bebte.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte sie mitleidig.

„Ja — ich leide — leide schmerzlich — Sie — o

Harriet — Sie wollen nicht sehen — nicht begreifen — wie glühend ich Sie liebe!“

Er hob flehend die Hände. Es war ihm heiliger Ernst mit seiner Versicherung.

Als er sich herausgenommen, sie bei ihrem Vornamen zu nennen, war sie aufgefahren. Sie stammelte: „Wie kommen Sie dazu?“

Er mißverstand die Frage. „Ich kann nicht anders. Ich liebte Sie vom ersten Sehen. O Harriet, Holde, spricht denn gar nichts in Ihrem Herzen für mich?“ Er wollte ihr nähertreten, sie wich zurück.

Sie war sich bewußt, ihn nicht ermutigt zu haben. „Aber ich kenne Sie ja erst seit ein paar Tagen — wie Sie nur denken —?“

„Könnte nicht auch bei Ihnen —?“ Wie zärtlich er sie ansah!

Herb warf sie den Kopf auf. „Fällt mir gar nicht ein. Ich mich verlieben! Pah! Meinen Sie, Ihr bunter Rock? Wir haben doch hier in Hamburg nette Herren genug.“

„Fräulein Schönemann!“

„Na ja, Harriet bin ich auch noch lange nicht für Sie.“ Damit lief sie an ihm vorbei in den Salon.

Er blieb ein paar Sekunden wie angewurzelt stehen. Das erste, dessen er sich bewußt wurde, war, daß es ihm unmöglich sei, jetzt in der Gesellschaft zu erscheinen. Ihm — ihm, dem Baron v. Kurzenbach, das — das von der kleinen Kaufmannstochter, die es sich zur Ehre rechnen sollte —

Hastig verließ er das Kabinett durch die zum Flur führende Thür und eilte in sein Zimmer hinauf. Hier schritt er zornbebend hin und her. So fand ihn seine voll Besorgnis eintretende Mutter.

„Hans Egon!“

„Sieh — ja sieh mich nur erstaunt an — sie hat es gewagt, mir — mir — einen Korb zu geben.“

„Also doch.“ Die erhitzte Frau ließ sich stöhnend in einen Sessel fallen.

Die beginnende Tanzmusik schallte von unten herauf, man hörte das Gemurmel der Stimmen, das Schleifen der Tänzer.

„Keinen Tag bleibe ich länger hier im Hause!“ grollte er.

„Ist es möglich? Dies Kind — diese Thörin!“

Er zuckte die Schultern: „Thatsache!“

„Hätte es nie gedacht — falls du Ernst machen wolltest —“

„Ich reise morgen.“

„Ich beschwöre dich, thu nichts Auffälliges — bedenke meine Stellung. Kompromittiere mich nicht. Auch deinetwegen halte an dich. Man soll doch nicht merken, daß —“

„Nein. Aber ich werde schon einen Vorwand finden.“

„Und je geschickter du das machst, je vorteilhafter für uns.“

Die Mutter raffte sich auf. „Man darf mich unten nicht vermissen.“ Einen Aufruhr von Enttäuschung und Verdruß im Herzen ging sie wieder hinunter, die liebenswürdige Wirtin zu spielen.

Hans Egon blieb noch einige Minuten oben. Dann hatte auch er sich so weit gefaßt, wieder in der Gesellschaft erscheinen zu können.

Beide wußten sich so vortrefflich zu beherrschen, daß niemand — Franziska ausgenommen — das Vorgefallene ahnte. Diese, immer voll eifersüchtigen Argwohns, hatte sich, als sie Frau Laurette mit Harriet davongehen sah, von Leforêt losgemacht und im Salon eine Bekannte aufgesucht. Hier beobachtete sie die Thür zum Kabinett.

Sie sah Hans Egon hineingehen, die Hausdame heraustreten, an der Portiere zupfen und ahnte etwas Abgekartetes.

Es währte nicht lange, so kam Harriet mit glühenden Wangen und erregtem Ausdruck hervor und eilte flüchtigen Schrittes ins Speisezimmer.

Als der Leutnant nicht folgte, ging Franziska auf den Flur, wo sie Behrens fragte, ob man bald fertig sei, damit der Tanz beginnen könne. Sie sah hier den Geliebten wie einen Rasenden, blind für alles um sich her, aus dem Kabinett stürzen und die Treppe hinaufeilen.

Da war also etwas vorgefallen. Nicht unschwer ließ sich erraten was. Franziskas Herz zog sich laut pochend zusammen. Der Ungetreue, der Verräter — unter ihren Augen — so bald!

O das Gold, der Reichtum! Ja, sie, sie mußte auch reich werden. Aber die Glückliche, die Umworbene! Wie sie das übermütige Geschöpf haßte!

Sie kehrte in die Gesellschaftsräume zurück, tanzte und überlegte, ob Jean Leforêt wohl vermögend genug sei, um ihr eine ähnliche Lebensstellung bieten zu können, wie ihre bevorzugte Base sie genoß. —

Am nächsten Tage erklärte der Leutnant v. Kurzenbach unter großem Bedauern und höflichen Entschuldigungen gegen Schönemann, er habe soeben mit der Morgenpost einen Brief vom Regiment erhalten, der ihn zurückrufe. Der Adjutant sei erkrankt, und er werde befohlen, ihn zu vertreten.

Diese Erklärung wurde mit ebenso artigem Bedauern aufgenommen, wie sie gegeben worden war.

Frau Laurette, die heute morgen nach einer schlaflosen Nacht recht verwittert aussah, schwamm in Thränen. Franziska, von Seelenschmerz gefoltert, hielt sich mit

niedergeschlagenen Augen bescheiden zurück. Entgegen ihrer sonstigen, lustigen Arglosigkeit war Harriet scheu und befangen.

Als Hans Egon nach dem letzten Lebewohl, von seiner Mutter begleitet, das Zimmer verließ, wandte Harriet sich zu ihrer Base und sagte tief aufatmend: „Gut, daß er weg ist, er that so vertraulich, kam so schrecklich nahe. Und dann, wie dumm, daß sie einen alle heiraten wollen! Aber ich weiß, es ist nur des Geldes wegen.“

Trällernd ging sie ins andere Zimmer, setzte sich ans Piano und spielte einen der gestern gehörten Tänze.

Franziska stand am Fenster und sah dem Wagen nach. Ihr Herz war voll Bitterkeit, und es schien ihr, als müsse sie von Jugend und Glück Abschied nehmen.

(Fortsetzung folgt.)





Christkindl.

Novellette von Paul Oskar Höcker.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)



Die Ballkönigin der Garnison war Eva unbestritten schon von dem Tage an gewesen, wo ihr Vater, der Oberst v. Schäven, sie in die „Welt“ eingeführt hatte.

Diese Welt war ja freilich nicht groß. Es gehörte zu ihr bloß Papas Artillerieregiment, das Bataillon Infanterie, das Amtsgericht, das Gymnasium, die paar Rittergüter der nächsten Umgebung, allenfalls noch die Reichsbanknebenstelle und was sich sonst kraft hübschen Fracks und leidlichen Tanzbeins zu den oberen Dreihundert rechnen durfte.

Fünf Jahre hintereinander, von ihrem achtzehnten bis zu ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahr, führte Eva v. Schäven die Ballherrschaft. Und sie war eine flotte, lustige Regentin.

Sie hatte viel von dem Temperament ihres Vaters

geerbt. Schäven war ein vorzüglicher Reiter, forscher Soldat, strammer Vorgesetzter — vor allem aber ein wirklicher Lebenskünstler. Ein Zug, den sie beide in hervorstechendem Maße besaßen, war der einer ritterlichen Freigebigkeit. Vermögen nannte der Oberst nicht sein eigen, und es war den jungen Herren wohl bekannt, daß auch Evas frühverstorbene Mutter keinerlei lockende Mitgift hinterlassen hatte. Aber Vater und Tochter hatten so großes gesellschaftliches Talent und eine so gewinnende gastliche Art, daß sie im Städtchen den Ton angaben, auch ohne unter die ersten Steuerzahler zu gehören.

Eva war keine ausgesuchte Schönheit, aber sie war anmutig und wußte sich allerliebst zu kleiden — ein Talent, das sie ihrer Mutter, einer feschen Wiener Baronesse, verdankte. Und es lag etwas so Sonniges, Ursprüngliches, Liebes und Frisches über ihrem ganzen Wesen, daß sie auch jene Herren bezauberte, bei deren Avancement das Urteil ihres Vaters nicht in die Wagschale fiel.

Wieviel Schävens Stellung dazu beitrug, daß die jungen Offiziere für Fräulein Eva durchs Feuer gingen, ließ sich nicht gut abschätzen. Jedenfalls war Eva die hübscheste, flotteste und pikanteste Oberstentochter. Und das mußte auch einer, den kein Verdacht des Strebertums traf, ohne weiteres zugeben, daß der Pflichttanz hier endlich einmal ein Vergnügen genannt werden konnte. Denn Hand aufs Herz: Eva tanzte wie eine Hexe, und außerdem brachte sie einen neuen, einen modernen Zug in das gesellschaftliche Leben des Städtchens.

An ihrem Geburtstag, der gerade auf Weihnachten fiel, fand in den nächsten Jahren immer der erste ihrer zwanglosen Empfänge statt, und von diesem Termin

an ward die ganze Gesellschaft der Garnison den Winter über allwöchentlich einmal in nettester Form bei Schävens bewirtet. Eva verstand die verborgensten Talente der jungen Herren und Damen ans Licht zu ziehen, sie hatte dabei Geschmack und politische Gewandtheit genug, um ihre Gäste vor allem, was langweilig zu werden drohte, zu schützen — kurz, man verdankte ihren Talenten, ihrer Originalität und ihrer köstlichen Frische stets ein paar reizende Stunden, wenn man das gastfreundliche Haus des Kommandeurs besuchte.

Die verheirateten Damen fanden es ja nicht ganz in der Ordnung, daß ein junges Mädchen sich so zum Mittelpunkt machte. Aber da sie sich in den anderen Häusern sterblich langweilten, bei Schävens aber amüsierten, so fügten sie sich. Nur die „Zwillinge", die Töchter vom Major der ersten Abteilung, die mittlerweile auch ballfähig geworden waren, trugen ihr's nach, daß sie durch sie so völlig in den Schatten gestellt wurden. Natürlich äußerten sie ihre Kritiken nicht laut, nur im Kreis der besten Vertrauten. Das eine, was sie that, fanden sie „gesucht", das andere gar „nicht fair". Aber sie fanden mit ihren spitzigen Redensarten keinen Anklang, denn bei Eva unterhielt man sich, wie gesagt, gar zu köstlich.

Eva war im fünften Jahre ihrer lustigen Regentschaft aber noch immer unverlobt. Ada und Mäxe Gosternitz, den Zwillingen, war das eine innere Genugthuung. Sie waren auch der festen Ueberzeugung, daß Fräulein v. Schäven sich überhaupt nicht verheiraten werde.

Es war bekannt geworden, daß der junge Doktor Rautter, der sich unverzeihlicherweise sterblich in sie verliebt hatte, beim Obersten einmal in Cylinder und Gehrock angetreten war, um sich um Evas Hand zu

bewerben. Aber das war ja der helle Wahnsinn gewesen. Der junge Arzt hatte noch keine große Praxis, vermögend war er auch nicht — nun, und bei den Ansprüchen, die Eva stellte, mußte es da also selbstverständlich zu einem glatten Korbe kommen.

Mit den Herren vom Regiment verhielt sich's noch schlimmer. Gosternitzens kannten die Verhältnisse von jedem einzelnen Offizier und meinten: daß sie der Tochter ihres Kommandeurs den Hof machten, sei ja halb dienstliche Vorschrift, aber so gestellt sei keiner von den Unverheirateten, daß er sich den Luxus einer solchen Weltdame als Gattin leisten könne.

So zerbrachen sich alle möglichen Unbeteiligten Evas Kopf.

Sie allein schien sich um ihre Zukunft keine Sorgen zu machen. Sie war ein rechtes Sonntagskind, immer voll Laune und, trotz ihres gelegentlichen Uebermutes, gutherzig und teilnahmsvoll.

Sie benutzte ihre einflußreiche Stellung nämlich auch zur Förderung von allerlei Wohlthätigkeitseinrichtungen, die von der Gesellschaft bisher bloß als lästige Pflicht betrachtet worden waren, nun aber eine freundlichere Beleuchtung erhielten.

Ihre Lieblingsbeschäftigung war immer die Vorbereitung der Weihnachtsbescherung für arme Kinder gewesen. In den früheren Jahren hatte ein Komitee Gaben gesammelt, die am Weihnachtsabend in einem öffentlichen Festakt zur Verteilung gelangten. Da hatten der Pastor, der Bürgermeister oder ein Stadtverordneter große feierliche Reden gehalten, während die Ungeduld aus den heißen kleinen Gesichtern unter dem mächtigen Christbaum leuchtete. Eva setzte eine durchgreifende Aenderung durch. Sie fand, daß solch ein großer Festakt mehr für die Gebenden als für die Nehmenden eine

Erquickung sei; zudem werde durch den Vergleich der Gaben der Neid gefördert. Und sie meinte, die Kleinen müßten den Gegensatz nur um so quälender empfinden, wenn sie aus dem reichgeschmückten glänzenden Festsaal in ihr eigenes dunkles, ärmliches Heim zurückkehrten. Sie schlug eine andere Art der Bescherung vor, die — besonders unter den Frauen — sofort viele Anhänger fand. Jede Angehörige des Komitees sollte, ausgerüstet mit einem Teil der gesammelten Spenden, in den einzelnen Familien Umfrage halten, was not that, und die Verhältnisse erforderten, und am Weihnachtsabend sollte die Bescherung in den Wohnungen der Kinder selbst stattfinden.

Drei Jahre lang ward das so gehandhabt. Eva hatte die Genugthuung, daß alle Damen, die derlei intime kleine Feiern veranstalteten — wobei sie mit einem Christbäumchen, allerlei passenden Gaben und ihrer sichtbaren persönlichen Anteilnahme Licht und Wärme in die Häuser brachten — über die Aufnahme, die diese neue Art des Schenkens fand, geradezu gerührt waren. Nur die Herren, die bisher immer die langen, ergreifenden Reden über Wohlthätigkeit und Dankbarkeit gehalten hatten und nun um die stolze Freude kamen, der Mittelpunkt eines großen Festaktes zu sein, grollten Eva v. Schäven noch eine Zeitlang.

Die Offiziere des Regiments hatten sich's natürlich auch nicht nehmen lassen, ihr Scherflein beizutragen. Im steten Umgang mit Kindern des Volkes wußten sie sehr wohl, daß nichts geeigneter ist, die besten Empfindungen der Untergebenen zu erwecken, als ein gelegentliches persönliches Eingreifen in die Kümmernisse des einzelnen. Wenn das Weihnachtsfest heranrückte, ward also auch im Kasino immer eine Sammlung veranstaltet. „Fürs Christkindl,“ sagte man. Und erst

scherzhaft, dann — bei den Gratulationen am Geburtstag der Oberstentochter, der auf den ersten Feiertag fiel — mit mehr oder minder sinnigen Anspielungen auf ihr Walten als Weihnachtsengel in den Hütten der Armen bezeichnete man Eva selbst allgemein damit.

In den paar Stunden an Evas Festtag, der zugleich ihr erster Empfangstag war, glich die Schävensche Wohnung einem Blumenmarkt. Es war die einzige Gelegenheit, wo die Junggesellen sich für die gastliche Aufnahme im Hause des Kommandeurs revanchieren konnten. Da brachten sie nun alle duftende Grüße fürs „Christkindl".

So war's auch noch letzte Weihnachten gewesen. Und Eva glaubte, es müsse immer so bleiben. Ihr Leben als verhätschelte Haustochter an der Seite ihres lebenslustigen, ritterlichen Vaters gefiel ihr wenigstens so, daß sie sich gar keine Aenderung wünschte.

Aber da brachte das neue Jahr einen trüben Wechsel. Im Frühjahr stürzte der Oberst bei der Batteriebesichtigung mit dem Pferde. Er zog sich nur eine Verletzung am Knie zu, aber da er die Heilung nicht abwartete — er war noch nie in seinem Leben krank gewesen und daher kein geduldiger Patient — so rächte sich die Vernachlässigung gar bald. Es bildete sich Wasser im Knie, und der Oberst konnte weder die sommerlichen Schießübungen noch das Herbstmanöver mitmachen.

Im September entschloß er sich endlich, eine Kur in Wiesbaden anzutreten. Eva hielt in seiner Leidenszeit treulich bei ihm aus. Aber die Wiesbadener Aerzte konnten dem alten Soldaten eine Wiederherstellung nicht in Aussicht stellen. Nach Beendigung der Kur stand es fest, daß Herr v. Schäven nie wieder ein Pferd werde besteigen können.

Traurigen Herzens reichte er sofort von Wiesbaden

aus sein Abschiedsgesuch ein. Es ward genehmigt, er bekam seine Pension, wie üblich, und er hatte noch die Genugthuung, daß man ihm beim Abschied die Generalsstreifen verlieh.

Aber mit dem flotten Leben in der lieben alten Garnison war's nun aus. In seiner Carriere war er vielfach vom Osten nach dem Westen, vom Norden nach dem Süden versetzt und abkommandiert worden; nirgends hatte er wirklich festen Fuß gefaßt; erst in seinem letzten Standort, wo seine Tochter ins Leben, in die Welt hinausgetreten war, wo sie beide die ersten freundschaftlichen Beziehungen gefunden hatten, war etwas wie Heimatsgefühl über ihn gekommen.

Und doch scheute er sich davor, an diese Stätte zurückzukehren. „Die Verhältnisse haben sich inzwischen geändert, mein Schatz," sagte er melancholisch zu seiner Tochter, „mit den paar Kröten, die uns jetzt bleiben, können wir kein Haus mehr ausmachen. Wir müßten aus der hübschen Villa ja doch wegziehen, denn die teure Miete kann ich als pensionierter Staatskrüppel nicht mehr erschwingen. Da ist's schon besser, wir siedeln uns gleich hier in Wiesbaden an."

Eva leuchtete das ganz und gar nicht ein. In der alten Garnison hatte man doch liebe Beziehungen; dort bewahrte die ganze Bevölkerung dem ehemaligen Kommandeur ein freundliches Andenken, während ein Generalmajor hier in dem internationalen Bade unter all den Excellenzen und ausländischen Würdenträgern völlig unterging.

Der General war anderer Meinung.

„Siehst du, mein Schatz, früher waren wir die ersten dort, da fetierte man uns, da zeichnete man auch dich aus — lieber Gott, das ist nun mal so, das bringt die Stellung, der Einfluß mit sich — aber wenn man jetzt

zurückkehrt, ohne Amt, ohne Macht, dann ist es nicht mehr dasselbe. Schon unser ganzes äußeres Auftreten wird dazu beitragen, daß sich unsere Position verschiebt. Oder wie denkst du dir's sonst? Wir haben keine Pferde mehr — denn den Stall muß ich doch aufgeben — und in einer von den paar Mietswohnungen, unter



denen uns jetzt die Wahl bleiben wird, läßt sich auch kein großer Staat treiben. Da würde dir das Leben dort selbst nur wehmütige Erinnerungen bieten."

Als sie bald darauf hörten, daß Gosternitz das Regiment bekommen habe, drängte Eva selbst nicht mehr zur Rückkehr nach der Garnison. Aber sie konnte sich in Wiesbaden durchaus nicht heimisch fühlen. So oft sie von den alten Freunden Nachricht bekam, stieg immer wieder eine stille Sehnsucht in ihr auf. Ans nächste

Weihnachtsfest durfte sie schon gar nicht denken. Das mochte ein trübseliger Tag hier in der Fremde werden.

Da der General die ersten Wochen einen Rollstuhl benutzen mußte, hatte er seinen ehemaligen Burschen, dessen Dienstzeit gerade beendet war, als Diener engagiert. Oleniczak, ein gutmütiger Pole, schwärmte dem gnädigen Fräulein noch manchmal von den glänzenden alten Zeiten vor.

„O, Pani, das wird sich sein einer große Traurigkeit zum diese Weihnacht," radebrechte er einmal, „wenn Pani nicht mehr als libbe Christkindl kommen. Schwester Kascha, was is sich verheiratet mit Schwager Bahnwärter, wo Pani auch immer gekommen ist als libbe Christkindl, schreibt auch: O das wird sein einer große Traurigkeit zum diese Weihnacht!"

Eva ward sehr gerührt, als sie sich an all das erinnert sah, was ihre Thätigkeit zur Weihnachtszeit ihr selbst an innigen Freuden gewährt hatte. Die Bahnwärtersfamilie war ihr noch gut im Sinn. Ihr Häuschen lag fast eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Trotz starken Schneetreibens hatte sie aber auch im letzten Jahre noch den weiten Weg im offenen Wagen mit all den kleinen Geschenken für das halbe Dutzend Kinder der armen Leute zurückgelegt. Ihr klang das Jauchzen der kleinen Schar noch jetzt im Ohr. Da war ihr's in ihrer Rolle als „Christkindl" selbst ganz feierlich zu Mute gewesen. Seufzend fragte sie sich, ob eine der beiden Gosternitzschen Töchter heuer wohl die Fahrt ausführen werde, um in dem einsamen Bahnwärterhäuschen ein wenig Festesglanz zu verbreiten.

„Oleniczak, Sie müssen mir einen Gefallen thun," sagte sie. „Schreiben Sie an Ihre Schwester. Sie soll herberichten, was die Kleinen brauchen. Wenn ich auch jetzt keine große Kasse mehr verwalte, so viel

wird doch noch da sein, um dem kleinen Volk zum Weihnachtsabend einen Gruß vom „Christkindl“ zu schicken.“

Wie der gutmütige Bursche da strahlte! ...

Eva schrieb hernach einer Freundin in der Garnison, daß sie den jähen Wechsel ihrer Lage selbst nicht wirklich schmerzlich empfinde, daß sie den flotten Haushalt, die Pferde, die hübsche Wohnung ganz leicht entbehren könne — aber aufrichtig leid thue ihr's, daß sie beim nächsten Fest ausgeschlossen sein solle von der Teilnahme an all dem herzlichen Jubel in den Häusern ihrer armen Pflegebefohlenen.

Der General genas inzwischen so weit, daß er den Rollstuhl verlassen und sich am Stock wieder leidlich vorwärts bewegen konnte. Aber die frühere Frohlaune fanden weder Vater noch Tochter. Sie kamen sich hier, besonders als Weihnachten immer näher rückte, mehr und mehr verlassen und vereinsamt vor. Von der trüben Stimmung ward selbst Oleniczak angesteckt. Es war ihm bei der Batterie nicht sonderlich gut gegangen, man hatte ihn seines miserablen Deutsch halber oft genug gehänselt; dennoch ergriff jetzt auch ihn etwas wie Heimweh.

* *
*

Da brachte das Jahr, das so trübe für Schävens begonnen hatte, noch kurz vor Schluß eine zweite sensationelle Wendung, die einen neuen Umschwung, und zwar zum Besseren, hervorrief.

Der General machte ganz unerwartet eine Erbschaft. Persönlich hatte er mit dem Erblasser in gar keiner Verbindung gestanden; es war ein entfernter Verwandter seiner Frau, ein Reedereibesitzer in Triest, der ohne Leibeserben starb. An die Möglichkeit, von dieser Seite

aus jemals so reich dotiert zu werden, hatte Schäven nie gedacht.

Nachdem man sich vom ersten freudigen Schreck erholt hatte, sagte der General: „Na, wenn der alte Herr in Triest mir durchaus eine Freude bereiten wollte, worauf ich übrigens nicht das geringste Anrecht habe, so wäre mir persönlich ein heiles Bein, mit dem man wieder in den Sattel steigen kann, noch erheblich sympathischer gewesen als all der Mammon. Aber ich will kein Egoist sein. Das Geld sichert deine Zukunft, Eva. Wenn der liebe Gott mal Generalmarsch für mich bläst, dann bist du jetzt nicht mehr auf meine dürftige Lebensversicherung angewiesen. Na, Mädel, wie steht's, soll Oleniczak packen, und wollen wir zum Fest an die Riviera?"

Eva schüttelte den Kopf, träumerisch lächelnd.

„Oder nach Neapel, he? Oder nach Paris? Freilich, großen Staat kannst du mit mir in dem Sündenbabel jetzt nicht mehr machen. Als ich Anno 71 damals einzog — ein paar Tage vor dem großen Einmarsch hatte ich gerade das Portepee bekommen und war nicht wenig stolz — da dacht' ich mir das Wiederkommen anders. Aber wenn du Lust hast, mein Schatz, so sag's. Die wenigen Feste, die uns noch gemeinsam zu verleben bleiben, die sollen gefeiert werden, wie sie fallen."

„Ach, Väterchen," sagte Eva mit einem tiefen, tiefen Seufzer, „wenn wir doch das Fest in der Heimat verleben könnten — in der Garnison!"

Der General war auch damit einverstanden. Schrecklich war ihm nur der Gedanke gewesen, an der Stätte verblichenen Glanzes hocken zu sollen, als unnützes fünftes Rad am Wagen, so halb und halb bemitleidet von denen, die er früher regierte.

„Ist schließlich wahr," sagte er zu sich, „dort hat

man nun mal die meisten Freunde und Bekannten — man könnte die Villa jetzt kaufen, sich noch gemütlicher einrichten als zuvor — am Ende auch noch den Negus und die Diana behalten, denn Eva ist doch Reiterin mit Leib und Seele — und zu einem flotten Gespann reicht's auch noch, damit man ab und zu die Herrschaften auf dem Lande überfallen kann — und es braucht nicht Schmalhans Küchenmeister zu sein bei Generals, ein offenes Haus und eine lustige Tafelrunde sollen die immer finden, die sich der alten Zeiten gern erinnern."

Am stürmischsten äußerte Oleniczak, die treue Seele, seinen Jubel über die Heimkehr. Und daß man schon zum Fest wieder in der Garnison sein werde, wo er zu Bahnwärters konnte, zur Schwester Kascha und ihren sechs kleinen Trabanten, das machte ihn schier närrisch vor Freude.

„O, Pani," versicherte er der jungen Gnädigen, deren Antlitz auch schon ein Strahl sonniger Freude verschönte, „das wird sich geben einen Festtag für die ganze Stadt, wenn heißt, daß is sich Christkindl wieder da!"

„Ja, Oleniczka, und wir werden wieder selbst bescheren gehen."

„Und Kapelle muß spielen ein Ständchen wie alle Jahr — und giebt dann Punsch und Kuchen für alle von Kapelle — swienta Maria — o, Pani, Pani, wcelmozna Pani!"

Eva lachte. „Nein, die Kapelle kann nicht mehr spielen bei uns. Vater hat doch das Regiment nicht mehr."

„O, das — was macht das? Kapelle spielt. Sagt Pan General bloß: Christkindl is sich wieder da — spielen alle. — Do djabla, sollen sich unterstehen, nicht spielen! — Sperrt sie neuer Oberst gleich drei Tage in Loch!"

Auch der General war bester Laune. „Gut giebt Mut!“ sagte er. Er ging in seinem Zimmer jetzt sogar ohne Stock spazieren. Er verjüngte sich sichtlich.

Vier Tage später trafen sie in fröhlichster Stimmung in der Garnison ein.

Eva hatte alle Hände voll zu thun, um mit dem neu engagierten Hauspersonal den Hausstand, der fast fünf Monate lang brach gelegen, so rasch wieder in Ordnung zu bringen. Aber es war ihr brennender Wunsch, zum ersten Festtag wieder gerade wie in den früheren Jahren das Haus voller Gäste zu haben.

Karten flatterten an alle Bekannten, Eva machte den Damen ihre Aufwartung — es waren freilich nur Blitzvisiten, weil es daheim so viel zu thun gab — und sie konnte es kaum erwarten, daß das Fest herankam. Ja, wirklich wie ein Kind freute sie sich auf Weihnachten.

Aber in diese Vorfreude fiel bald ein Wermutstropfen.

Als sie die Gosternitzschen Damen besuchte, gab's zuerst ein paar steife und indiskrete Fragen, wie: „So, Sie gedenken den Winter also doch noch hier zu verbringen? — Da werden Sie wohl umziehen, wie? — Hilde v. Eusebius sagte, Sie hätten ihr geschrieben, daß Sie sich nun kleiner einrichten müßten. — Ist's wahr, daß Sie noch Ihr Lehrerinnenexamen machen wollen?“

Eva antwortete ebenso steif, aber bedeutend zurückhaltender: daß sie vorläufig allerdings hier zu bleiben gedächten und hofften, sich recht wohl zu fühlen inmitten der guten alten Freunde.

„Sie werden sich hoffentlich auch recht bald bei uns sehen lassen,“ sagte sie gutmütig, indem sie sich verabschiedete, „vom ersten Feiertag an empfangen wir wieder jeden Mittwoch — zwanglos wie immer.“

Ada und Märe wechselten einen raschen Blick. „Ja,“

sagte die eine, „das erste Mal werden wir leider nicht erscheinen können — wir geben an dem Tage selbst ein Diner."

„Ja," vervollständigte Märe, „um halb sechs Uhr. Es sind alle Herren vom Regiment da — und auch sonst, was so dazu gehört. Schade."

„Am — ersten — Feiertag?" fragte



Eva bestürzt. „Aber davon wußte ich ja gar nichts. Hilde v. Eusebius sprach ich erst vorhin; sie sagte mir kein Wort."

„Die findet die Einladung vor, wenn sie nach Hause kommt. Wir haben uns heute mittag ganz plötzlich entschlossen."

„So! Heute mittag! Trotzdem Sie wußten . . ."

Sie hatte eine bittere Bemerkung auf der Zunge, da sie die schlecht verhehlte Schadenfreude auf den Gesichtern der Zwillinge wohl bemerkte.

Aber rasch unterdrückte sie sie. Eine Blöße wollte sie sich nicht geben.

„Wenn wir Sie selbst noch bitten dürfen, mit Ihrem Herrn Vater, Fräulein v. Schäven?" fragte Märe im Korridor.

„Sehr freundlich, aber das geht nicht mehr. Unsere Karten sind schon vorgestern abgegangen."

Betrübt zog Eva heim.

Der General merkte ihr natürlich gleich an, daß etwas nicht in Ordnung war.

„Ja, mein Schatz," sagte er, als er erfahren, was für einen Streich die Zwillinge da seiner Tochter spielen wollten, „das ist nun eine unerquickliche Geschichte. Bei ihrem Kommandeur absagen dürfen die jungen Herren nicht — da ist's also das beste und klügste, du verschiebst deinen ersten Empfang."

Eva war das Weinen nahe. „Aber ich habe doch schon vor Gosternitzens meine Einladungen verschickt!"

Schäven zuckte die Achseln. „Das ist keine Formfrage — das ist eine Machtfrage."

„Ja, ja, ich weiß, sie haben es auf eine Kraftprobe abgesehen. Aber eben deshalb bestehe ich auf meinem Empfangstag. Wer's gut mit mir meint, wird schon kommen."

Der General ließ seine Tochter gewähren. Sie fand dann allmählich ihren Frohmut wieder. Am Weihnachtsabend selbst machte sie, von Oleniczak begleitet, wieder ihre Rundfahrt zu den alten Freunden, und der Jubel der Kinder, die auf die Wiederkehr vom „Christkindl" in diesem Jahre gar nicht gehofft hatten, war groß.

An ihrem Geburtstag war vom frühen Morgen an helles, schönes Winterwetter.

Ihr Vater hatte ihr einen reichen Tisch aufgebaut. Die kostbarste Gabe aber war die: der General versprach ihr, die Villa zu kaufen, in der sie jetzt das sechste Jahr wohnten — und es sollte auch der Stall behalten werden!

Sie erdrückte ihren Vater fast mit ihren Zärtlichkeiten. Sie war selig.

Die Post brachte zahlreiche Glückwünsche. Sie wartete aber in wachsender Erregung auf den Abend. Immer wieder ging sie die Liste durch. Von dem, von jenem hoffte sie's bestimmt, daß sie drüben abgesagt hatten, und der Rest würde sicherlich um zu gratulieren herkommen, bevor sie zu Gosternitzens gingen.

Der General befand sich in geteilter Stimmung. Er wollte es vor sich selbst ja nicht wahr haben; aber es würde ihn doch herzlich freuen, gestand er sich insgeheim, wenn er aus der Haltung der ehemaligen Untergebenen so etwas wie Dankbarkeit und Anhänglichkeit herauserkennen könnte.

Sobald es dunkel ward, ließ Eva sämtliche Räume strahlend erleuchten. Es war so mollig und behaglich — Eva ging von einem Zimmer ins andere und freute sich darüber, wie hübsch und lauschig alles bei ihr war.

Schlag Fünf klingelte es.

„Der erste Gast!“ sagte Eva lächelnd.

In der verschwenderisch großen Vorhalle, einer Art Diele, harrte Oleniczak in funkelnagelneuer Livree und das hübsche Stubenmädchen der Kommenden.

Aber niemand ward Eva gemeldet.

„Hat's nicht geklingelt?“ fragte da auch der General, der in seinem Zimmer im Schaukelstuhl saß und in einem Journal blätterte.

Eva ging, um nachzusehen.

„War sich bloß das Eis, Pani!“ meldete Oleniczak.

Wieder warteten sie beide schweigend.

„Aber das ist jetzt Säbelklirren, Papa, nicht?“ rief Eva, von ihrem Schreibtisch aufspringend.

„Ja, aber ein Mannschaftssäbel.“

„Das hörst du?“

„Gieb nur auf die Sporen acht. Das sind keine silbernen.“

Es klingelte. Es wurde etwas abgegeben. Die Entreethür schloß sich wieder.

Eva flog zur Thür.

Das Stubenmädchen brachte Blumen mit einer Glückwunschkarte.

„Vom Oberleutnant v. Eynern,“ sagte Eva. „Hm. Komisch. Er hätte die paar Schritt doch selbst ...“

Sie fing plötzlich an zu weinen.

„Eva! Mädel!“ rief der General. „Wirst dir doch das nicht zu Herzen nehmen!“

Sie suchte ihm zu entrinnen, denn sie schämte sich ihrer Thränen.

„Warum sind sie denn dann früher gekommen, in den vergangenen Jahren?“ schluchzte sie. „Das war also auch nur der Zwang?“

„Eva, ich bitte dich, wirst mir da doch keine Sentimentalität hineinbringen!“

„Da — jetzt klingelt's wieder!“ unterbrach ihn seine Tochter. Hastig fuhr sie sich mit dem Tuch über die Augen.

Das Mädchen meldete: Fräulein v. Eusebius habe herübergeschickt, sie lasse vielmals um Verzeihung bitten, daß sie nun doch nicht, wie ausgemacht, kommen könne, bevor sie zum Diner gehe; aber die Friseurin habe sie im Stich gelassen.

Darauf blieb es lange, lange totenstill im ganzen Haus. Man hörte nur von Zeit zu Zeit Oleniczak die Thür öffnen. Gewiß lugte er nach den Gästen aus, die sich durchaus nicht einfinden wollten.

Eva saß still in der Kaminecke und starrte die Wanduhr an.

Wenn sie an die letzten Weihnachtsfeste dachte! Wie sich's da bei ihr gedrängt, geschoben hatte! Wie alles fröhlich und selig war — wie man sich um sie riß! Ums Geburtstagskind — ums Christkindl!

Ach, wie falsch, wie heuchlerisch war doch die Welt!

Ihr Vater kam, um sie zu trösten. Aber sie flüchtete über den Korridor, an dem erschrockenen Oleniczak vorbei, und stürmte in ihr Schlafzimmer. Da warf sie sich weinend aufs Bett.

Oleniczak und das Mädchen hatten längst begriffen. Der Pole stapfte immer eiliger über die Diele, blieb plötzlich stehen, lauschte, sprang zur Hausthür, sah sich verzweifelt nach rechts und links um ...

Niemand, niemand, niemand ließ sich blicken.

Er ging die Straße entlang bis zur Ecke.

Drüben, die erste Etage im Eckhaus, war gleichfalls festlich erleuchtet. Dort wohnten Gosternitzens. Und jeden Augenblick mußte die Schildwache, die neben der Hausthür stand, präsentieren: es war kurz vor halb Sechs, die Gäste vom Obersten stellten sich ein.

Oleniczak ballte wütend die Fäuste.

Keiner, kein einziger hatte die paar Minuten übrig gehabt, um den kleinen Umweg zu machen und der Pani ein paar Blumen zu bringen, ein paar freundliche Worte zu sagen! Noch immer bogen drüben die grauen und dunklen Gestalten ins Haus: Offiziere im Helm, Herren im Cylinder, Damen in hellen Kopftüchern. Zur Villa des Generals lenkte niemand seine Schritte.

Ein grenzenloses Erbarmen mit seiner armen Pani erfüllte den biederen Oleniczak. „Miserabligte Gesellschaft, miserabligte!“ knurrte er.

Im Begriff umzukehren, denn er begann mörderlich zu frieren, bemerkte er endlich einen Herrn, der sich dem Schävenschen Portal näherte. Im Nu war er dort.

Aber der Fremde schien es nicht besonders eilig zu haben. Als ob er noch unschlüssig sei, blieb er jetzt stehen, sah nach der Uhr und blickte zu den hellen Fenstern empor.

Es war der junge Doktor Rautter.

Oleniczak riß die Thür des Vorgartens weit auf. Insgeheim fürchtete er, der Ankömmling möchte schließlich auch noch vorübergehen.

Der Arzt erkannte den Polen. Sein ernstes Antlitz hellte sich ein wenig auf. „Na, Oleniczak, da sind Sie ja auch wieder.“

„Zu Befehl, Herr Doktor!“

Rautter sah wieder nach der Uhr. „Ist wohl schon sehr voll oben?“ fragte er unsicher.

„O nein, Herr Doktor!“ Da der junge Mann noch immer keine Anstalten machte, einzutreten, setzte Oleniczak, all seinen Mut zusammennehmend, hinzu: „Aber wenn der Herr Doktor kommen, wird sich Pani sehr freuen, o sehr!“

Rautter lächelte. „So, das gnädige Fräulein wird sich freuen. Woher wollen Sie denn das wissen?“

Der Pole seufzte, suchte nach Worten, endlich preßte ihm die Angst stoßweise heraus: „Ach, Herr Doktor — weil doch unsere arme Pani ganz allein oben ist, weil — weil ... Ach, Herr Doktor, das ist sich so traurig zum diese Weihnacht!“

Ganz erstaunt sah Rautter den Burschen an. „Es ist — niemand — oben?“

„Keine Menschenseele. Ach, und wir haben geschrieben, so viel Karten, aber kommt sich kein Katz.“

Es war rührend und komisch zugleich. Der junge Doktor war selbst noch nicht mit sich einig gewesen, ob er nach dem Fiasko, das er seiner Zeit bei Schävens erlebt, sich wieder zeigen sollte. Die drollige Art der dringlichen Aufforderung, die ihm aus dem Munde des ehrlichen Oleniczak geworden, beseitigte nun seinen letzten Zweifel. Kurz entschlossen trat er ein.

Oleniczak riß die Entreethür auf. Mit unsicheren Händen, ganz erregt über das Ereignis, nahm er dem ersten Gast drinnen den Mantel ab.

„Gnädiges Fräulein, sie kommen, sie kommen!“ meldete das Stubenmädchen in aufgeregtem Flüsterton an der Thür zu Evas Schlafzimmer.

Gleich darauf verließ Eva ihren Schmollwinkel. Sie war ganz verwirrt. Hastig folgte sie dem Gast in ihr Empfangszimmer.

„Nun, das ist nett, lieber Herr Doktor, daß wenigstens Sie unserer nicht vergessen haben,“ begrüßte der General den späten Ankömmling. „Ich hatte schon geglaubt, ich müßte mit unserem Christkindl das Fest allein feiern.“

Der junge Doktor war so betroffen darüber, daß in den glänzenden Räumen, die er nie anders als von einer fröhlichen Menge belebt gesehen, thatsächlich noch niemand weilte, daß Herr v. Schäven ihm bei Evas Eintritt noch rasch zuflüsterte: „Aber thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie sich nichts merken. Seien Sie ganz wie immer. Wie früher immer auch.“

In sichtlicher Bewegung begrüßte Rautter das Geburtstagskind. Ihr Aussehen erschreckte ihn. Ihre lieben, schönen Augen standen voll Wasser, und ihr Antlitz war blutleer. Als er ihr seinen herzlichen Glück-

wunsch sagte und sich niederbeugte, um ihre schlanken Finger zu küssen, bemerkte er, daß ihre Hand eiskalt war.

„Ist es nicht seltsam,“ sagte sie, sich zu einem Lächeln zwingend, „daß der erste Gast, den ich begrüßen darf, ein Arzt ist? Sie sehen mich auch so forschend an, Herr Doktor, als trügen Sie um mich Sorge. Aber ich bin nicht leidend. Wirklich nicht. Im Gegenteil: ich bin geheilt, völlig geheilt — von allerlei Thorheiten.“

Rautter mußte Platz nehmen. Der General hatte sich so postiert, daß seine Tochter ihn nicht sehen konnte. Er machte hinter Evas Rücken dem Gast allerhand Zeichen, die der Doktor sich nicht recht zu deuten wußte.

„Aber sprechen wir nicht von mir,“ fuhr Eva fort. „Sprechen wir von Ihnen. Wie geht Ihre Praxis? Wo waren Sie im letzten Sommer? Wir haben uns ja so lange nicht mehr gesehen.“

Eva versuchte ganz wie in alten Zeiten zu plaudern. Aber sie war nicht bei der Sache. Mit halbem Ohre lauschte sie immer noch nach draußen. Als eine Uhr jetzt anschlug, glitt ein trüber Schatten über ihr junges Gesicht.

Es war Sechs. Nun war auf keinen weiteren Gast mehr zu rechnen.

Auch der General würgte seinen Groll auf alle die, die nicht kamen und durch ihr Ausbleiben seine Tochter kränkten, nur mühsam hinunter. Da das Gespräch der beiden jungen Leute noch immer nicht recht vom Fleck wollte, brummte er endlich, sich erhebend: „Na, was kann das schlechte Leben nützen! Ich schlage vor, wir trinken ein Glas aufs Wohl des Geburtstagskindes. Entweder was ganz Heißes oder was ganz Kaltes.“

Er entschied sich für Sekt.

Oleniczak servierte gleich darauf das Befohlene. Er strahlte übers ganze Gesicht. Einmal blinzelte er dem Doktor auch fast vertraulich zu.

Als man die Kelche, in denen der Champagner schäumte, erhob, um aufs „Christkindl" anzustoßen, klang von der Straße Kindergesang herauf. Ein schlichtes Weihnachtslied.

Eva konnte nicht trinken. Thränen drängten sich in ihre Augen. Sie nahm ein Tuch um die Schultern, ging auf den Balkon hinaus und lauschte den kleinen Sängern.

Der Doktor folgte ihr.*)

„Gnädiges Fräulein, was ist Ihnen denn nur?" fragte er leise und bittend.

„Kann ich vor Ihnen denn noch ein Hehl machen?" Sie wies in die weiten, vereinsamten Räume zurück, in deren einem bloß der Hausherr melancholisch hinter seinem Weinglas saß, dem Weihnachtschoral lauschend. „Sie sehen ja: die Kleinen da unten, die sind die einzigen, die meiner nicht vergessen haben. Die Großen gehen ihrem neuen Vorteil nach. Der neue Kommandeur rief — und alle, alle kamen."

„O richtig, ich hörte ja: der Herr Oberst hat heute gebeten." Er schüttelte verwundert den Kopf. „Und das thut Ihnen weh, wirklich?"

„Es thut mir nicht weh. Nur ... ich glaube, ich schäme mich."

„Liebes gnädiges Fräulein, für die Menge giebt's nur den einen Wahlspruch: Der König ist tot — es lebe der König! Und für die Menge — hat er seine Berechtigung."

Sie wandte ihm hastig ihr Antlitz zu. „Und warum sind Sie denn eigentlich nicht drüben? Ist es nicht

*) Siehe das Titelbild.

unpolitisch von Ihnen, daß Sie gesunkenen Größen Gesellschaft leisten? Glauben Sie, Sie ganz allein können auf Protektion verzichten?"

Stolz, fast trotzig hielt er ihren Blick aus. „Ja, mein gnädiges Fräulein, das glaube ich. Und ich denke, ich hab's bewiesen bis auf den heutigen Tag. Ich stand als Student, ja schon als Schüler auf eigenen Füßen. Von Jugend auf. Und ich kann sagen: mein Lebensweg war frei von solchen Enttäuschungen, wie Sie sie heute erleben. Weil ich mich nie auf andere verlassen habe."

Eva atmete tief auf. „Das ist ein stolzes Wort," sagte sie.

Sie schwiegen nun beide eine Weile und lauschten dem Gesang. Es lag etwas Rührendes in den hellen Kinderstimmen.

Rautter blickte nach dem General zurück. Der hatte die Stirn in die Hand gestützt — rührte sich noch immer nicht.

„Ja, sehen Sie, mein gnädiges Fräulein," nahm er mit etwas bewegterer Stimme wieder auf, „Ihr Leben führte immer durch die Sonne, über die Höhen, wo das Glück wohnt. Da erschreckt Sie der erste leise Schatten und macht Sie fast bitter. Mein Weg führte immer auf der Schattenseite entlang. Das machte mich wohl ernst — aber es half mir dazu, Welt und Menschen kennen zu lernen, und ließ mich die kleinen Lichtstrahlen im Leben besonders schätzen, besonders dankbar begrüßen."

„Und Sie waren nie neidisch?" fragte Eva leise.

Er schüttelte den Kopf. „Einmal hab' ich in meinem Glücksverlangen die Hand nach den Sternen ausgestreckt. Ich liebte. Aber die junge Dame — war eben eine von denen, die auf der Sonnenseite wandeln, die nicht dran

glauben wollen, daß für sie auch einmal trübere Zeiten kommen würden. Und so schalt man mich vermessen, und ich ging meines Weges. Neid und Bitterkeit erweckte es nicht in mir. Aber es verdoppelte meinen Ehrgeiz, mich noch mehr als bis dahin von allen gesellschaftlichen Eitelkeiten freizumachen."

„Ja, ich entsinne mich," sagte Eva, „Sie zogen sich plötzlich von aller Welt zurück . . ."

„Seit Jahr und Tag ist es heute das erste Mal, daß ich wieder in die Welt gehe."

„Und treffen's so still hier," sagte Eva lächelnd. „Und es hat Sie gewiß noch eine große Ueberwindung gekostet?"

„Eine sehr — sehr große, gnädiges Fräulein."

Er sagte es so ernst, so bedeutsam, daß sie ihn verwirrt ansah.

Mitten im Trubel eines ballreichen Winters hatte ihr Vater sie einmal gefragt, halb im Scherz, ob sie ans Heiraten schon gedacht hätte, ob sie sich zum Beispiel als die Frau eines Doktors denken könnte, wie des Doktor Rautter.

Blitzartig zuckte ihr ein Gedanke durch den Sinn. Sie wandte sich hastig nach ihrem Vater um und trat mit dem Doktor ins Zimmer zurück.

Der General hatte soeben das Mädchen abgesandt, um die kleinen Sänger heraufzuholen.

„So, Eva," rief er seiner Tochter zu, „jetzt laß es Weihnacht für die Kleinen werden, wenn die Großen nichts vom Christkindl wissen wollen! Geh — zünde die Lichter an!"

Sie konnte die Frage, die ihr auf dem Herzen brannte, nicht anbringen. Vom Doktor unterstützt entzündete sie die Kerzen des Weihnachtsbaumes. Keines von beiden sprach ein Wort dabei.

Schüchtern wagten sich die Kinder herein. Als sie

dann aber mit Kuchen und Süßigkeiten beschenkt wurden, tauten sie mehr und mehr auf.



Eva war in eine warme, weiche, fast weihevolle Stimmung geraten. In herzlicher Weise beschäftigte sie sich mit den Kindern, die mit großen, glückseligen Augen den strahlenden Baum umstanden.

Noch einmal sangen sie dann.

Eva nickte dem Doktor zu. „Ja, Sie haben recht,“ sagte sie leise, „die Dankbarkeit ist nur bei den Mühseligen und den Beladenen.“

„Und schafft es nicht größere Freude, den Armen zu helfen?“

„Gewiß. Ich will Ihnen auch gestehen — früher, wenn ich an die Zeit dachte, da Papa die Augen schließen würde, da hatte ich allen Ernstes einmal den Plan, Erzieherin zu werden.“

„Sie haben nie daran gedacht, sich zu verheiraten?“

„Die Offiziere wußten, daß ich arm war — und die anderen hielten mich für zu anspruchsvoll, glaube ich.“

„Einmal ist aber doch einer so vermessen gewesen, mit der Bitte an Ihren Vater heranzutreten ...“ Er brach gequält ab. „Nein, wozu alte Wunden aufreißen.“

Sie atmete tief auf. „*Sie* waren es? Wirklich?“

Er nickte. „Ich hatte ja nur ein äußerlich bescheidenes Leben zu bieten — wie heute auch — aber ich liebte Sie, und ich meinte, Sie würden doch zu mir passen, weil ich sah, wie Sie da immer als „Christkindl“ zu den Armen und Hilflosen gingen, weil Sie damit so viel Herz vereinten ...“

„Lieber Freund, lieber Freund!“ sagte sie bewegt. Sie gab ihm die Hand. „Papa hat es wohl damals, wo ich so mitten im Festlärm drin steckte, nicht für möglich gehalten. Vielleicht war ich auch wirklich noch nicht reif dafür.“ Sie sah ihn unter einem Thränenschleier an. „Dazu gehörte wohl erst die Lehre des heutigen Abends. Ja, die garstige Lehre — und das Glück des heutigen Abends.“

Reichbeschenkt, fröhlich schwatzend und lachend verließen die Kinder das Haus. Oleniczak kam, um zu melden,

daß angerichtet sei. Der General bat den Doktor zu Tische.

„Papa," sagte Eva leise und zögernd, „du hast mir gestern versprochen, daß du die Villa kaufen willst. Aber ich möchte am liebsten nicht hier bleiben."

Der General lächelte. „So ungefähr sah ich's kommen," versicherte er. Und er berichtete dem nicht wenig erstaunten jungen Doktor über die Erbschaft und all ihre Pläne. Dann wandte er sich wieder an Eva. „Wohin sollen wir aber ziehen, mein Schatz?"

„Doktor Rautter soll sich ein bißchen in der Welt umsehen nach einem hübschen Erdenfleckchen. Dann giebst du ihm und mir die Mittel zur Niederlassung unter Menschen, denen wir Gutes thun können. Und hat er das Plätzchen gefunden, dann soll er kommen."

Der junge Doktor wagte kaum zu atmen. „Wirklich, Fräulein Eva, dann darf ich kommen?"

„Und mich holen."

Der General hatte verstanden. Er küßte Eva auf die Stirn. „Unser Christkindl!" sagte er gerührt. Darauf fuhr er sich über die Augen, gab Rautter die Hand und schritt voran ins Eßzimmer, um die jungen Leute noch ein Weilchen unterm brennenden Weihnachtsbaum allein zu lassen.





Kostümkünstler.

Ein Ausflug in das Reich der Mode. Von K. Riemler.



Mit 9 Illustrationen.

Die mächtige Entwickelung, welche die bildenden Künste gegenwärtig durchmachen, hat auch eine Neugestaltung des Kunstgewerbes zur Folge gehabt, welches dazu berufen erscheint, die moderne Kunst in unser Leben zu tragen und zu einem wirkungsvollen Elemente unserer Umgebung zu machen. Die vorzugsweise von der Malerei und der Plastik ausgehenden neuen Ideen und Formen werden vom Kunstgewerbe begierig aufgenommen und durch mannigfaltige Anwendungen und Nachbildungen zum Gemeingut des Volkes gemacht. Alle Zweige der Kunstindustrie werden durch die neue Formempfindung belebt, die im Begriffe steht, unsere gewöhnliche Umgebung allmählich umzugestalten: unsere Wohnungseinrichtungen, die Tapeten, Möbel, Teppiche, Gemälde, Rahmen, Vasen, Gläser, Bücher, Bucheinbände, Schmucksachen, Galanteriewaren und dergleichen nehmen nach und nach die modernen Stilformen an, und schon äußert sich das neue künstlerische Empfinden auch auf dem hierfür besonders geeigneten Gebiete der Damen-

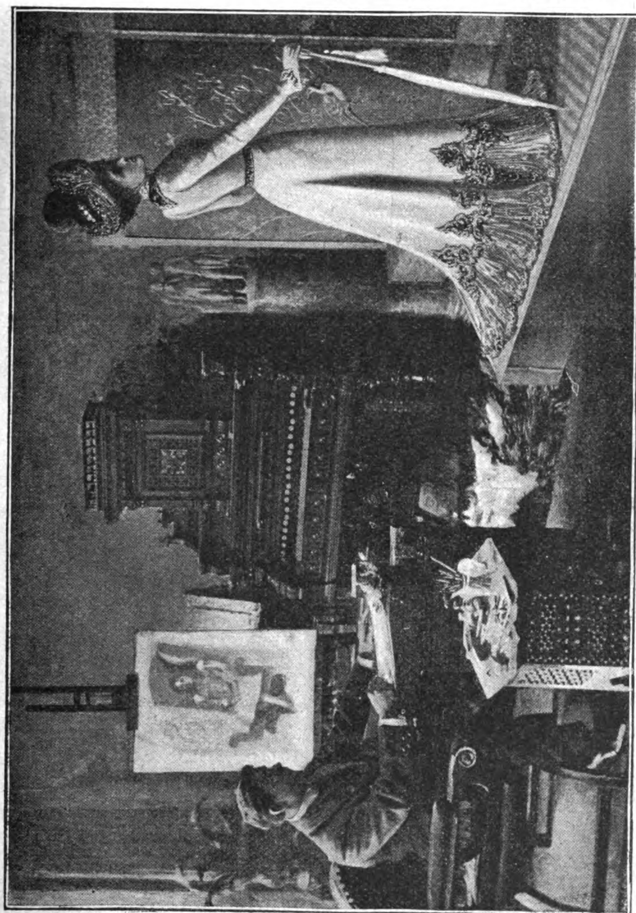


Der fertige Künstlerentwurf.

kleidung, deren Reform von einer Reihe hervorragender Künstler angestrebt wird.

Der erste Erfolg dieser Bestrebungen zeigte sich auf der vor einiger Zeit zu Krefeld veranstalteten „Sonder=

ausstellung moderner Damenkostüme nach Künstlerentwürfen", die einen Markstein in der Geschichte der



Das Zeichnen eines Damenkleides für ein Modebild.

modernen Kunstgewerbe-Renaissance bilden wird. „Von heute ab fallen die Kleiderausstellungen in die Kate-

gorie der Kunstausstellungen. Sie werden wie die Bilder- und Skulpturenausstellungen periodisch wiederkehren im Wechsel mit den neuerdings zugelassenen der angewandten Künste.“ So äußerte sich voll Zuversicht einer der dabei beteiligten Künstler, Henry van de Velde aus Brüssel, in einem Vortrage über die künstlerische Hebung der Frauentracht.

Durch diese Ausstellung wurde Krefeld der Mittelpunkt einer nun über ganz Deutschland ausgedehnten Reformbewegung. Es genügte jedoch nicht, durch Verschmelzung von Schönheit, Gesundheit und Nützlichkeit in der Kleidung eine weibliche Reformtracht zu erfinden, sondern zu den neuen Formen mußten auch passende Stoffe geschaffen werden. Auch hier ging Krefeld für Deutschland bahnbrechend vor, indem die dortige große Webefirma Deuß & Oetker nach der erforderlichen Umänderung ihrer maschinellen Einrichtungen mit der Herstellung neuartiger künstlerischer Damenkleiderstoffe begann, von welchen nunmehr eine reichhaltige Auswahl in den Handel kommt.

So werden also von jetzt an für die Reformkleidung deutsche Stoffe zur Verwendung kommen können, während bisher die englischen Stoffe allein den neuen künstlerischen Ansprüchen genügten. Was in Deutschland jetzt erst verwirklicht worden ist, die Heranziehung bedeutender Künstler zum Entwerfen von Stoffmustern, besteht in England schon seit vielen Jahren. Daß auch oft die Entwürfe zu eleganten Damenkleidern von Künstlern ersten Ranges herrühren, ist wohl allgemein bekannt; es dürfte indessen unsere geneigten Leserinnen interessieren, etwas Näheres über deren Thätigkeit zu erfahren und daraus zu ersehen, auf welche Weise die reizenden Toiletten entstehen, welche nicht nur ihre schönen Trägerinnen erfreuen, sondern auch dem Be-

schauer willkommenen ästhetischen Genuß bereiten. — Diese Toilettenkünstler, welche gewöhnlich auch gute Zeichner und Maler sind, haben ihre eigenen Ateliers, wo sie ihre Kunst vorzugsweise nach drei Richtungen hin ausüben. Die eine besteht darin, daß sie auf großen



Zusammenstellung eines Kostümmodells aus Seidenpapier.

Bällen und sonstigen Festlichkeiten die schönsten Damenkostüme blitzschnell skizzieren und nachher für die Modezeitungen ausarbeiten. Eine andere und schwierigere Art der Thätigkeit ist die Anfertigung von Originalentwürfen schöner Toiletten, die alsdann als neueste Modemuster veröffentlicht werden. Noch wichtiger ist diejenige Künstlerarbeit, die nicht nur im Kopieren oder

Entwerfen besteht, sondern in der Herstellung eines vollständigen Modells für den Damenschneider.

Bei dem beständigen Wechsel der Mode und der außerordentlichen Mannigfaltigkeit, welche sie im Laufe der Zeit darbietet, ist es natürlich sehr schwer, etwas ganz Neues zu erfinden; deshalb suchen die Kostümkünstler den Eindruck der Neuheit namentlich dadurch hervorzubringen, daß sie früher schon verwendete Formen und Farben auf eine noch nicht dagewesene Weise zu einem harmonischen Ganzen zusammenstellen. Als Hilfsmittel dienen ihnen reichhaltige Sammlungen von Trachten und Moden aller Zeiten, die sie eifrig zu Rate ziehen. Gegenwärtig zum Beispiel suchen sie in der Mode der 1860er Jahre Anregung zu neuen Schöpfungen.

Ist es einem solchen Künstler gelungen, eine originelle Damentoilette auszusinnen, so schreitet er zur Verwirklichung seiner Idee. Er setzt sich an seinen mit verschiedenfarbigem leichten Seidenstoff und Seidenpapier, ferner mit Scheren, Gummi, Farben und Pinseln belegten Arbeitstisch, auf welchem eine etwa 50 bis 60 Centimeter hohe Puppe steht, und schneidet aus Papier einen einfachen Rock, den er so lange mit Zubehör in verschiedenen Formen und Farben ausputzt, bis derselbe seiner Idee möglichst entspricht. Alsdann wird mit Pinseln ein passendes Stickereimuster aufgetragen, wobei der Künstler bei aller Freiheit der Erfindung doch immer die Möglichkeit der Ausführung seines Modells in richtigem Kleiderstoff mit entsprechenden Verzierungen im Auge behalten muß. Nachher werden die Aermel und die Taille zugeschnitten und garniert, bis zuletzt aus vielen hundert Papierstückchen ein reizendes Modell entstanden ist, welches die neueste Mode anschaulich darstellt. Nachdem der Künstler von seinem Originalwerk noch verschiedene genaue Zeichnungen ausgeführt

hat, wandert dasselbe mit den nötigen praktischen Weisungen betreffend Stoff und Farbe der einzelnen Teile zum Damenschneider.

Die eben beschriebene Anfertigung eines Originalmodells mit allen Einzelheiten erfordert viel Zeit und Arbeit; eine Originalzeichnung dagegen kann ein geübter Künstler in verhältnismäßig kurzer Zeit entwerfen. So zum Beispiel wurde der nebenstehende Entwurf eines neuen Damenkleides von dem Londoner Kostümkünstler Ernest Vincent in 22 Minuten gezeichnet, gemalt und mit den nötigen Weisungen für die Ausführung versehen: „Blauer Taffet, écru Spitzenkragen, Gürtel, Aermelbesatz und Spangen am Bolero von schwarzem Sammet, weiße Chiffonbluse und Chiffonpuffe.“



Originalkostüm, entworfen, gezeichnet und vollendet in 22 Minuten.

Der Künstler arbeitet bisweilen auch nach einem lebenden Modell; sehr häufig jedoch entwirft er seine Zeichnungen ohne weitere Hilfsmittel als Tinte, Feder und Papier. So sind zum Beispiel die nachfolgenden, von dem schon erwähnten E. Vincent gezeichneten Skizzen entstanden, welche die allmähliche Entwickelung einer eleganten


1. Umrisszeichnung.

Toilette deutlich veranschaulichen. Nr. 1 giebt den Umriß der Zeichnung, Nr. 2 die Drapierung oder den Faltenwurf, Nr. 3 die Verbrämung mit Zobelpelz und die Anbringung einer mit Fransen versehenen Atlasschärpe. Nr. 4 zeigt die Verzierung der Taille und des Rockes mit Stickerei und Sammet, und Nr. 5 das vollständige Kostüm, bestehend aus einem Tuchkleide mit Applikation von naturfarbiger Stickerei und dunklerem Sammet, Atlasbluse und -rosetten und Zobelpelzverbrämung.

Von dem fertigen Entwurf, bisweilen auch von dem vollendeten Kostüm und dessen Trägerin, wird ein Mode-


2. Faltenwurf.

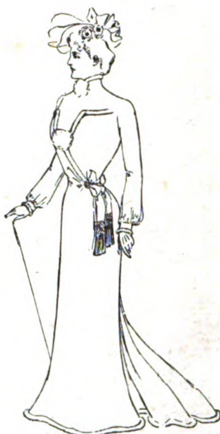
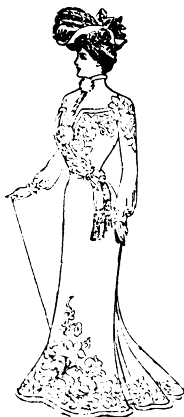

3. Zobelpelzverbrämung und Atlasschärpe.

bild gemacht. Es kommt auch vor, daß Damen bei dem Schneider ein selbsterdachtes Phantasiekostüm bestellen;

doch werden gewöhnlich auch in diesem Falle die nötigen Zeichnungen mit allen Einzelheiten von dem Künstler gemäß den gemachten Angaben entworfen. Ist letzterer zugleich auch Maler, so wird er oft von Damen, die sich im Glanze einer reizenden neuen Toilette malen lassen wollen, wegen seiner gründlichen Kenntnis der



4. Applikation von Stickerei und Sammet auf Taille und Rock.



5. Der fertige Entwurf eines Tuchkleides.

vielseitigen Erfordernisse eines solchen Kunstwerkes den eigentlichen Porträtmalern vorgezogen.

So ist die Thätigkeit eines guten Kostümkünstlers, der mit der Begabung eines Erfinders, Zeichners und Malers auch die Fertigkeiten eines Schneiders und Putzmachers verbinden sollte, eine mannigfaltige und anstrengende, namentlich im Winter, wo die Frühjahrs- und Sommertoiletten ausgedacht und entworfen werden, und in den Monaten Juli, August und September, wo für die darauffolgende Ballsaison vorgesorgt werden muß.





Blondchen.

Novelle von Johannes Stavi.



1.

Na, wie ist's, Rike? — Geh'n Sie nicht aus? Heute ist doch Ihr Tag."

„Ick jeh' nich, Frau Kanzleirat. — Die Kälte is mich zu doll. Und denn, wo sollte ick alte Schraube ooch hinjeh'n? Minna, wat meine Nichte is, jeht doch lieber mit ihren Jefreiten oder mit 'ne Freindin."

„Na, dann werde ich meinen Nachmittagskaffee hier bei Ihnen in der Küche trinken. So allein ist's doch nicht schön."

Die alte Magd erhob sich, wischte einen Holzstuhl ab, rückte ihn der Herrin an den Küchentisch, nahm dann die mächtige Kaffeekanne von der Herdplatte und füllte zwei umfangreiche Tassen mit dem dunkelbraunen Tranke. Rike that das alles mit einer gewissen feierlichen Würde, sie machte ihrer Herrin gewissermaßen die Honneurs. So war sie immer, wenn die Frau Kanzleirat bei ihr in der Küche vesperte, denn dann war Frau Bornemann doch gewissermaßen bei ihr zu Besuch, wenn sie auch im übrigen die Herrschaft war.

Solche Besuche der Herrin bei der Magd kamen übrigens ziemlich oft vor, fast jedesmal, wenn Blondchen, die einzige Tochter der Frau Witwe Bornemann, zu einer Freundin gebeten war, und die alte Dame nicht selbst ausging oder Besuch hatte.

Zwischen den beiden alternden Frauen bestand so etwas wie Freundschaft. Die in der Küche beim matten Schein der an der Wand hängenden schirmlosen Lampe mit Rike verschwatzte Stunde war für Frau Bornemann manchmal die gemütlichste des ganzen Tages. Zu solchen Stunden sprangen der alten Dienerin gegenüber, die schon an die zwanzig Jahre im Hause war, die ihr geholfen hatte, den seligen Kanzleirat in seinen häufigen Krankheiten zu pflegen und Blondchen großzuziehen, die Schlösser und Riegel von dem Herzen der sonst zu diplomatischer Hinterhältigkeit neigenden Dame, und Frau Bornemann sprach dann zu Rike ihre geheimsten Sorgen und Kümmernisse aus.

Auch heute schien eine solche Herzensergießung bevorzustehen. Rike merkte das an dem lebhaften Mienenspiel in dem mageren, nervösen Gesicht ihrer Herrin und an den unruhigen blaugrauen Augen. Sie wußte auch, was der alten Dame die Galle aufgerührt hatte. War doch Herr Heinze, Blondchens Vormund, nach Tisch mit seiner Tochter angekommen. Gleich darauf gingen die beiden Mädchen auf die Eisbahn, Herr Heinze aber blieb über eine Stunde bei der Frau Kanzleirat sitzen. Der hatte ihr gewiß wieder die Hölle heiß gemacht, Blondchen müsse nun endlich in irgend eine Lehre, damit sie sich einmal ihr Brot verdienen könne.

Als Frau Bornemann ihre erste Tasse in zerstreuter Hast, und sichtlich ohne rechten Genuß von dem Sonntagskaffee zu haben, geleert hatte, sprudelte sie los.

„Wenn das bloß nicht so viel Umstände machte, morgen

noch würde ich beantragen, daß ein anderer Vormund eingesetzt wird! So 'ne protzenhafte Anmaßung! Weil Heinze dem seligen Bornemann früher, wie das Gehalt noch klein war, da und dort mal 'n paar Kröten vorgestreckt hat, meint er, er könnte sich was 'rausnehmen. Und dann ist's auch noch der pure Neid, der aus ihm redet! Weil seine Ida trotz ihres Geldes so gewöhnlich redet und aussieht, daß sie jeder für 'ne Konfektionöse hält, soll mein Blondchen eine werden. Es ist zum Lachen! Das Kind, das aussieht wie eine Grafentochter, soll Hüte garnieren lernen! Dazu hätte sie eine ganz besonders glückliche Hand, sagt er, damit könnte sie's zu was bringen. Das mit der geschickten Hand und dem feinen Geschmack, das stimmt ja, Gott sei Dank! Aber für mein Kind habe ich doch einen anderen Ehrgeiz. Blondchen ist von guter Familie. Bornemann stammte aus einer alten Beamtenfamilie, mein Vater war Arzt, mein Großvater Pastor. So eine Herkunft kann er seiner Ida für alles Geld, was er auf der Deutschen Bank hat, nicht kaufen. Und wie bildhübsch das Kind ist! Warum soll die nicht eine gute Partie machen, wenn sie auch kein Geld hat?"

Rike, die auf Blondchen nicht weniger stolz war, als Frau Bornemann selbst, nickte eifrig. „Die heutigen Männer, das müssen doch schlappe Kerl sind," sagte sie in ihrer knurrigen Art. „Sonst könnte das doch jar nich sind, daß so 'n Mä'chen wie Blondchen siebzehneinhalb wird un noch nich verlobt."

Frau Bornemann seufzte. „So 'n bißchen ist schon an dem, was Heinze sagt. Wenn sie Geld hätte! — Aber es wird schon auch so kommen, es wird! Ich hab' so 'ne Ahnung. Und dann die Karten! Wie oft hab' ich selbst aufgeschlagen und bin zu Kartenlegerinnen

gegangen, und jedesmal stand dem Kinde ein vornehmer Bräutigam zu und viel Geld."

„Aber ein großer Verdruß war jedesmal dazwischen," warf Rike ein.

Die Frau Kanzleirat zuckte die mageren Schultern. „Du liebe Güte! Wo wäre der nicht! Wenn ich bloß an den heutigen Tag denke. In aller Frühe macht Blondchen beim Staubwischen die schöne venetianische Vase kaput, dann den Aerger mit Herrn Werner, dann Heinze mit seiner Quängelei —"

Sie brach ab und nahm, um sich zu stärken, einen tüchtigen Schluck aus der Kaffeetasse.

Rike fragte sichtlich empört: „Was war denn wieder mit Herrn Werner? War dem wieder mal det Essen nich jut jenug? Der möchte wohl alle Tage Austern und Kaviar haben!"

Frau Bornemann seufzte. „Lassen Sie ihn, Rike. Er ist doch wenigstens ein stabiler Mieter, wenn er auch 'n bißchen quängelig ist. Sie wissen ja, wir könnten nicht recht durchkommen, wenn ich die zwei Zimmer nicht vermietete. An dem, was er fürs Essen bezahlt, ist ja nicht viel zu verdienen."

„Aber doot ärgern kann man sich dabei," brummte die Magd.

„Und ob!" klagte ihre Herrin. „Mir wurde doch ganz kribblig, wie er so dasaß und mit höhnischem Gesicht an dem Braten herumstocherte und mißtrauisch daran roch. Ohnehin war ich noch ganz nervös von dem Schreck mit der Vase. Und dann macht mir Blondchen Sorgen. Das Kind ist anders seit einiger Zeit, so verstimmt oft, daß ihr das Wasser in den Augen steht. Wenn da nur nichts dahintersteckt! Am Ende gar einer, der nichts ist und nichts hat. Ich behüte das Kind ja wie meinen Augapfel, aber das ist so

schwer in Berlin, wenn ein Mädchen so frisch ist wie Blondchen."

„Nu," sagte Rike, „da wird freilich wohl wat dahinterstecken. Jehört hab' ich wenigstens schon wat."

„Von wem? Wann? Was?" fuhr Frau Bornemann auf.

„Vor einer Stunde oder so, wie Herr Heinze bei Ihnen drin war, kam Minna auf 'n Augenblickchen bei mir 'ruff und erzählte, sie hätte jestern am Neuen See Blondchen mit einem Herrn Schlittschuh laufen jeseh'n."

Frau Bornemann sprang auf die Magd los und umkrallte Rikes Arm mit ihren dünnen Fingern. „Wie sah er aus? Vornehm? Oder so 'n Windhund?"

„Minna weiß janz jenau, wer et is, denn er wohnt ja bei Jungs, wo Minna dient."

„Ah! Haben Sie mir nicht einmal erzählt, daß das ein reicher, feiner junger Mann ist?"

Rike nickte. „Doktor Friedrich v. Radewitz heißt er un ist der einzigste Sohn eines reichen Rechtsanwalts in Stettin. Er schreibt so kleine Geschichten un läßt sie drucken. Dreiundzwanzig is er un ein bildschöner Mensch. Aber ein leichter junger Herr auch. Alle Abend jeht er los mit Frack un Lackstiebel, die rosa Briefchens mit Parfüms dran kommen nur so mandelweise. Drum war ick ja so erschrocken, wie mir Minna erzählt, er und Blondchen wären miteinander Eis jelaufen, er hätte immer hineinjesprochen in ihr, un sie hätt' 'n janz glückselig anjeguckt. — Und dann erzählt sie nich mal Mama was von! Ach Jott, ach Jott, wer hätte das von das Kind jedacht!"

„Sei'n Sie stille!" fuhr Frau Bornemann Rike an. „Daß sie nicht reden will davon, das ist gerade das richtige Zeichen. Sie liebt ihn also. Aber auf ihn kommt's an. Ob er daran denkt, sie zu heiraten?"

„Wie ick die Männer kenne, jloobe ick det nich,“ sagte Rike skeptisch. „Ihren Spaß haben, ja, und dann adje. Vors Standesamt hat die Sorte mehr Angst als vors Kriminaljericht!“

Die Frau Kanzleirat hatte diese bittere Bemerkung des alten Mädchens offenbar gar nicht gehört. In der Stirn die tiefe Falte angestrengten Nachdenkens, den Blick zu Boden gesenkt, schritt sie in der Küche auf und ab. Sie war dabei anzusehen wie ein weiblicher Moltke, der den Plan zu einer Entscheidungsschlacht im Kopfe entwirft.

Endlich blieb sie vor der Magd stehen. „Rike, wollen Sie dazu helfen, daß aus der Sache etwas wird?“

„Natürlich! — Wenn's jeht.“

„Es wird gehen. Aber er muß ins Haus. Herrn Werner wird gekündigt.“

„Ja, aber Frau Kanzleirat, das jeht doch nich, wir können doch nich —“

„Gewiß können wir! Minna braucht den Herrn Doktor bloß zu fragen, ob nicht einer seiner Kollegen, ein feiner junger Mann, bei einer anständigen Familie mieten wollte. Die Wohnung sei nicht ausgehängt, weil sie nur an einen gut empfohlenen Herrn vergeben werden soll. Wenn ihm Blondchen gefällt, und das muß doch sein, dann meldet er sofort sich selber und kündigt bei Jungs, sowie er hört, bei wem die Wohnung frei ist.“

„Ja, aber Frau Kanzleirat, ist das nich zu jefährlich, was Sie da wollen? Denken Sie man bloß: den Wolf in den Schafstall.“

„Ach, Unsinn! Wozu sind wir denn da, Sie und ich? Ich wette meinen Kopf, daß es in ein paar Wochen Verlobung giebt. Wenn er immerzu mit

Blondchen zusammenkommt, muß er sich ja bis über die Ohren in sie verlieben. Ist es dann so weit, heißt es einfach: die Leute beginnen zu reden, wir sind kompromittiert, also Ernst machen oder hinaus! — Ein altes Mittel, aber es wirkt, Rike! Schon manche Mutter hat auf diese Art das Glück ihres Kindes gemacht. Freilich — die Augen muß man offen haben, und das wollen wir!"

Rike schüttelte verblüfft den ergrauenden Kopf. Der ehrlichen Person schien vor dem fein ausgeheckten Plänchen ein wenig zu bangen.

In diesem Augenblick klingelte es an der Wohnungsthür. Rike eilte hinaus, um zu öffnen. Gleich darauf hörte Frau Bornemann die helle Stimme ihrer Tochter und das metallene Klirren ihrer Schlittschuhe. Die alte Dame lächelte ganz verklärt. Im nächsten Augenblick wurde die Küchenthür hastig geöffnet, und herein trat ein schlankes blondes Mädchen.

„Guten Tag, Mutti! War das schön heute auf dem Eis! Bloß so viele Menschen. Habt ihr noch eine Tasse Kaffee für mich?"

„Gleich, Blondchen, gleich!" fiel Rike dem Fräulein ins Wort. Ihre knurrige Stimme klang ordentlich weich, da sie zu dem hübschen jungen Mädchen sprach. „Ich mach' dir frischen. Wir wußten doch nich recht, wenn du kommst, un gestandener Kaffee schmeckt nich."

Während die Magd am Herde hantierte, setzte sich Blondchen zu ihrer Mutter und begann von den Freundinnen zu plaudern, die sie auf dem Eise getroffen hatte. Die Frau Kanzleirat hörte kaum, was der kleine rote Mädchenmund schwatzte; sie war ganz und gar Auge. Wie hübsch, wie bildhübsch Blondchen doch war! Und so etwas sollte Putzmacherin oder dergleichen werden? Lächerlich!

Der Faden der Gedanken, die durch den Kopf der alten Dame schossen, riß plötzlich ab, als Blondchen sich über die Zudringlichkeit der geckenhaften Bengel beklagte, die sich auf der Eisbahn an sie herandrängten. Das war eine schöne Gelegenheit, auf den Busch zu klopfen.

Behutsam fragte Frau Bornemann: „Nun, Kindchen, und wochentags? Wie ist es da?“

„Ach, Mama, das ist doch ganz etwas anderes! Das sind wohlerzogene, feine junge Leute, die wochentags kommen, besonders am Vormittag. Man wird ja auch da angesprochen, aber wenn man ablehnt, zieht jeder höflich den Hut und läuft allein weiter. Und — und —“

Als Rike hörte, wie die Stimme des jungen Mädchens unsicher wurde, sah sie sich rasch um. Da hatte man's! Ganz rot war das Kind geworden, die Augen hatte es niedergeschlagen, in seiner ganzen Haltung lag etwas so Verwirrtes. Und da wollte Frau Kanzleirat diesen gefährlichen Menschen gar noch ins Haus nehmen. Wenn das nur gut ablief!

Da hörte sie die Stimme der alten Dame in scheinbar gleichgültigem Tone, durch den doch so unendlich viel Spannung hindurchklang, fragen: „Nun, und wie hältst du's? Weisest du alle ab, oder läufst du mal mit einem oder dem anderen ein bißchen?“

„Selten, Mama. Bloß — bloß — mit einem, der mich einmal auffing, als ich beim Rückwärtslaufen fallen wollte. Seitdem — drei- oder viermal —“

„So, so! Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich dich auszanke, Blondchen. Ich weiß ja, daß du meine liebe Tochter bist, auf die ich mich verlassen kann, daß sie sich nichts vergiebt. Warum sollst du nicht einmal mit einem Herrn laufen, wenn es ein gebildeter, artiger Mann ist? Das ist wie im Ballsaal.“

„O, Muttchen, und wie gebildet er ist!“ fiel Blondchen der Mutter eifrig ins Wort. „Denke dir bloß, Muttchen, er ist ein Dichter. Ein ganzes Buch Verse hat er schon herausgegeben. Und Doktor ist er auch, und von Adel. Den Namen verstand ich nicht genau, ich war so verlegen, als er sich vorstellte. Aber auf —witz ging er aus.“

„So, so!“ sagte die Mutter bedächtig. „Und bist du oft mit ihm gelaufen?“

„Drei- oder viermal, Mama.“

„Verabredet ihr euch?“

„Er will immer. Aber ich sage jedesmal, ich wüßte nicht bestimmt, wann ich wiederkomme.“

„Hat er dich schon auf dem Heimweg begleitet?“

„Einmal bat er um die Erlaubnis. Ich lehnte aber ab und sagte, das hättest du mir verboten.“

Frau Bornemann erhob sich und schloß ihre Tochter in die Arme. Blondchen schmiegte sich fest an die Brust der alten Frau. Ihr war jetzt, da sie gebeichtet hatte, so überselig zu Mut, daß ihr die Augen naß wurden vor überquellendem Glücksgefühl.

„Du bist mein liebes, gutes Kind!“ sagte die Mutter weihevoll. „Ich weiß ja, daß ich mich auf dich verlassen kann.“

In diesem Augenblick brachte Rike die Tasse mit dampfendem Kaffee, setzte sie auf den Tisch und machte sich mit Feuereifer daran, für Blondchen eine Buttersemmel zu streichen.

Das junge Mädchen aß und trank trotz ihrer Aufregung mit dem gesunden Appetit, den sie von der Eisbahn mitgebracht hatte. Als sie fertig war, brach sie das Schweigen mit der Frage: „Schläft Herr Werner etwa, Muttchen? Ich möchte so gerne ein bißchen Klavier spielen.“

Frau Bornemann nickte ihr zärtlich zu. „Spiele nur, Kindchen, wenn dir danach ums Herz ist. — Herr Werner ist vor einer halben Stunde ausgegangen.“

Das Mädchen verschwand. Einen Augenblick später drangen vom Salon die Töne des Pianinos herüber.

„Rike,“ sagte Frau Bornemann, „Sie gehen also zu Minna und —“

„Wenn Sie partout wollen, Frau Kanzleirat, so red' ich mit Minna'n jleich morgen.“

Die Frau Kanzleirat lächelte überlegen. „Morgen nicht — aber heut über acht Tage. Bis dahin halte ich Blondchen unter irgend einem Vorwand von der Eisbahn fern. Er muß sich erst tüchtig sehnen nach ihr.“

2.

Etwa eine Woche später schritt eines Morgens Doktor v. Radewitz in seinem Arbeitszimmer ungeduldig auf und ab. Als er eine Weile so hin und her gerannt war, setzte er sich an den Schreibtisch. Man sah ihm den Zwang ordentlich an, den er auf sich selbst ausübte, als er sich einen großen Bogen weißen Papiers zurechtlegte und nach der Feder griff. Aber diese war entweder schlecht, oder die Hand des Schreibers zu fahrig und nervös. Schon beim zweiten Buchstaben stach die Stahlspitze in das Papier, es gab einen kleinen Riß, einen Regen winziger Tintenkleckse auf dem weißen Blatte, und der Schreiber sprang ärgerlich auf, um seine ruhelose Wanderung auf dem Teppich wieder zu beginnen.

Endlich blieb er vor dem Spiegel stehen, betrachtete tiefsinnig sein Bild in dem Glase und hielt ihm in Gedanken eine wehmütige Ansprache.

„Bist ein dummer Kerl, du! Ein Kerl, der solches Glück bei den Weibern hat, und nun wie verhext in

eine einzige, und gerade in so 'n sprödes Prinzeßchen. — „Mama wünscht das nicht" — „Mama erlaubt das nicht" — — und dann auf einmal wie verschwunden! Auf das Eis kommt sie nicht mehr, und so viel ich auch ihre Straße unsicher mache, keine blonde Locke von ihr konnt' ich entdecken. Es ist zum Rasendwerden. Und ihr zu schreiben wag' ich nicht, ihre Mutter — Wie ich diesen alten Drachen hasse!"

Die innere Erregung hatte ihm heiß gemacht. Er sah sich suchend um, aber die Wasserflasche auf dem Tische war leer. Er drückte auf einen Elfenbeinknopf an der linken Kante des Schreibtisches. Gleich darauf öffnete sich die Thür ein wenig, und ein sommersprossiges Dienstbotengesicht guckte mit schlauer Miene herein.

„Herr Doktor wünschen?"

„Bringen Sie Wasser, Minna! Schnell!"

Das aufgeregte Wesen des Herrn schien das rothaarige Mädel sichtlich zu belustigen. Sie holte die leere Flasche vom Tisch und verschwand. Als sie wieder zurückgekehrt war, blieb sie neben dem Tische stehen und sah zu, wie der Herr Doktor das große Glas Wasser, das er sich eingegossen hatte, hastig hinunterstürzte. Dann sagte sie schlau lächelnd: „Ich hätte eine Bitte an Sie, Herr Doktor."

„Eine Bitte? An mich? Na, was denn?"

„Ick habe nämlich 'ne Tante," erzählte das Mädchen nun flink, „die is noch in Stellung. 'n altes Mä'chen. Was ihr Bräutigam war, mit den sie sechs Jahre jejangen is, hat ihr sitzen lassen."

„Soll ich ihr eine Dienststelle oder einen anderen Bräutigam verschaffen?" fragte der Doktor sarkastisch. „Thut mir leid."

Minna schien den offenkundigen Hohn dieser Antwort nicht übel zu nehmen; sie fuhr fort: „Aber Herr

Doktor — wo werd' ick denn so was verlangen! Es is nur, weil die Dame, wo meine Tante in Stellung is, ooch vermietet, 'n Salon und Schlafzimmer, gerade so wie hier, un sie möchte den Mieter wechseln, aber nur 'n janz feinen Herrn nehmen will se, un weil ich meine Tante so viel von Ihnen, Herr Doktor, erzählt habe, so hat mir meine Tante ersucht, ick soll Sie fragen, ob Sie einen Kollegen wüßten, der eine Wohnung bei einer feinen Familie sucht."

Doktor v. Radewitz, dem das breite Geschwätz der Person in seiner unruhigen Stimmung lästig war, blickte wie verzweifelt zur Decke empor. „Hören Sie auf, Minna, hören Sie auf! Was geht denn mich das alles an? Ich habe keine Kollegen, ich weiß keine Mieter, die bei feinen Familien wohnen wollen, ich habe ganz andere Dinge im Kopf. Lassen Sie mich in Ruhe!"

„Vielleicht hören Sie doch mal was, Herr Doktor," fuhr Minna beharrlich fort. Und rasch setzte sie hinzu: „Es ist bei Frau Kanzleirat Bornemann, Steglitzerstraße 140."

Die Rothaarige sah mit Befriedigung, wie ihre letzten Worte auf den jungen Mann wirkten. Der stand da, als hätte just vor ihm der Blitz in den Boden eingeschlagen.

Gleich darauf fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte mit einem geradezu lächerlich mißglückten Versuch, gleichgültig zu erscheinen: „Bornemann? — Bornemann? Mir ist, als hätte ich den Namen schon gehört. Na, gleichviel, ich will sehen, was sich machen läßt. Und jetzt gehen Sie, Minna. Ich habe zu arbeiten."

Minna entschuldigte sich sehr manierlich, daß sie den Herrn Doktor gestört und so lange aufgehalten habe, und ging eilig hinaus. Als sie die Thür hinter sich

zugezogen hatte, schnitt sie ein spöttisches Gesicht, lachte halblaut auf und begab sich in die Küche, um ihre Thätigkeit wieder der gebratenen Gans, die es zu Mittag geben sollte, zuzuwenden.

Radewitz hätte, als ihn Minna allein gelassen hatte, beinahe zu tanzen angefangen vor Vergnügen. „Soll man's glauben," murmelte er aufgeregt, „solch ein Glück! Da sitze ich, halb verrückt vor Sehnsucht nach ihr, und zermartere mir das Hirn nach einem Mittel, in ihre Nähe zu gelangen, und da wird's mir ins Haus gebracht, förmlich auf dem Präsentierteller!"

Er sah nach der Uhr. Es war halb Zwölf, gerade die richtige Besuchszeit. In einer halben Stunde konnte er sein Mädchen sehen.

Während er sich rasch in den Besuchsanzug warf, schoß ihm die Frage durch den Kopf, ob er sein Glück wirklich dem bloßen Zufall zu verdanken habe, oder ob sie, seine sehnsüchtig begehrte Käthe Bornemann, die Sache eingefädelt haben könnte. Diese zweite Möglichkeit verwarf er nach kurzer Erwägung, so sehr sie seiner Eitelkeit schmeichelte. Erstens hätte dazu ein Raffinement gehört, das den unschuldigen blauen Augen des süßen Geschöpfes nicht zuzutrauen war. Zum anderen wußte er ganz bestimmt, daß sie seinen Namen nicht verstanden haben konnte, als er sich ihr damals vorstellte. Er hatte das an der Art gemerkt, wie sie ihn immer bloß mit dem Doktortitel ansprach, und war damit zufrieden gewesen. Daß sie wissen konnte, wo er wohnte, war ganz und gar ausgeschlossen. Dazu hätte sie ihn heimlich verfolgen müssen, so wie er ihr einmal auf dem Heimwege nachgegangen war, um ihre Adresse herauszubringen.

Er hatte einfach Glück, närrisches Glück!

Ob er aber dieses Glück ausnützen durfte?

Mit einemmal hatte ihn eine sentimentale Anwandlung ergriffen. Der Bruder Leichtfuß, der Mädchenjäger stellte Erwägungen an wie ein Predigtamtskandidat. Was wollte er von dem kleinbürgerlichen Mädchen in der Steglitzerstraße 140? Konnte er Käthe Bornemann heiraten? Sein Vater würde ihm schön heimgeleuchtet haben, wenn er das gewollt hätte. Wollte er's überhaupt? Gewiß nicht. Er hielt die Liebesehe für eine Sache, die sich längst überlebt hatte, für eine Spießbürgerei, die eines großen Geistes unwürdig war. Freiheit war in seinen Augen das höchste Gut für einen geistig hervorragenden Menschen. Heiraten konnte und mußte man ja trotzdem, aber erst in späteren Jahren, wenn man sich ausgelebt hatte.

Was wollte er aber dann in der Steglitzerstraße Nummer 140? Ein kurzes Glück auf Kosten des herzigen jungen Wesens suchen, das —

Aergerlich schüttelte der junge Mann diese Gedanken ab.

„Ich bin ein Narr!“ schalt er sich im stillen. „Ich werde sie doch zu nichts zwingen. Wenn sie auf den kleinen Roman eingeht, so bin ich eben dadurch die Verantwortung los. Wenn nicht, so ist überhaupt nichts zu verantworten. Also!“

In dieser Stimmung stieg er die Treppe in Blondchens Wohnhause empor und klingelte an der Thür der Frau Kanzleirat Bornemann.

Rike warf einen Blick auf das Besuchskärtchen, das sie zögernd entgegengenommen hatte. Das war er also — und heute war er schon da, einen Tag, nachdem sie Minna, den Wünschen der Frau Kanzleirat entsprechend, instruiert hatte. Er wollte also offenbar auf die Sache eingehen. Und wie gefährlich hübsch der Mensch war! Armes, armes Blondchen!

Mit sichtlichem Widerstreben ließ die Alte den Gast in das Vorzimmer treten und ging zu ihrer Herrin hinein, um den Besuch zu melden.

Die Frau Kanzleirat saß ihrer Tochter gegenüber an dem Nähtischchen. Beide Damen nähten fleißig an einem weißen Mullkleide, in dem Blondchen auf dem Ballfeste des Kaufmännischen Klubs, dem ihr Vormund angehörte, tanzen sollte. Als Rike eintrat, ließen beide die Nadel ruhen. Bei Blondchen war bloßes Erstaunen der Grund, ihre Mutter aber zitterte förmlich vor freudiger Aufregung. Frau Bornemann wußte natürlich, welcher Name auf der Besuchskarte stand, noch ehe sie diese durch die Brille beäugelt hatte.

„Doktor Friedrich v. Radewitz," las sie, Verwunderung heuchelnd. „Was kann der Herr von uns wollen?"

Blondchen war blutrot geworden. „Mama, ich — ich weiß nicht, mir ist, als hätte der Herr auf dem Eise so geheißen."

Frau Bornemanns Miene drückte jetzt noch mehr Ueberraschung aus als vorher. „Ach was!" sagte sie ablehnend. „Der Name geht eben auf —witz aus wie jener. Wie käme gerade dein Bekannter dazu? — Führen Sie den Herrn in die gute Stube, Rike. Wir kommen gleich."

Blondchen starb beinahe vor Ungeduld, während ihre Mutter vor dem Spiegel an ihrem Hauskleide zupfte und sich über die Haare strich. Als sie aber dann hinter ihrer Mutter über die Schwelle der Thür schreiten sollte, die aus dem Wohnzimmer in den Salon führte, wurden ihr auf einmal die Füße so schwer, als wollten sie in den Boden wurzeln. Gleich darauf hatte sie in dem jungen Manne, der sich beim Eintritt der Damen verneigte, ihren Ritter von der Eisbahn erkannt.

Radewitz hatte die Verlegenheit des jungen Mädchens bemerkt und rief, um Blondchen aus der Pein zu befreien, mit gut gespielter Ueberraschung: „Also doch! Ich hatte ja eine leise Hoffnung, in Ihr Haus zu kommen, gnädiges Fräulein, aber bei der Häufigkeit des Namens Bornemann war das so ungewiß —"

„Sie kennen meine Tochter?" fragte die Frau Kanzleirat im Tone jemandes, der vor Ueberraschung seinen eigenen Augen und Ohren nicht traut.

Radewitz verneigte sich. „Ich hatte auf dem Eise den Vorzug, gnädige Frau."

„Ah, dann sind Sie wohl der Herr, der meine Tochter vor dem bösen Sturze bewahrte?" fragte die alte Dame, indem sie dem Besuche mit überfließender Freundlichkeit die Hand entgegenstreckte. „Meine Tochter hat mir das natürlich erzählt, nur Ihren Namen konnte sie mir nicht sagen. Sie hatte ihn nicht genau verstanden. — Aber nehmen Sie doch gefälligst Platz, Herr Doktor!"

Als sich die kleine Gesellschaft gesetzt hatte, begann Radewitz lächelnd: „Sie werden sich trotz der gefundenen Anknüpfung im stillen über meinen Besuch wundern, gnädige Frau."

Frau Bornemann wußte offenbar nicht recht, was sie darauf sagen sollte. „Hm, ich — ich —" sie rückte an ihrer Brille, „ich nehme aber an —"

„Auf das Richtige kommen Sie doch nicht, gnädige Frau," half ihr Radewitz aus der Verlegenheit. „Ich bin nämlich auch der Mann, den die Nichte Ihres Hausmädchens fragen sollte, ob er nicht einen Kollegen an Sie empfehlen könnte."

Frau Bornemann schlug die mageren Hände zusammen: „Nicht möglich!"

„Nicht wahr, ein wunderlicher Zufall?" fuhr Rade-

witz lächelnd fort. „Ein so merkwürdiger Zufall, daß ich an bloße Namensgleichheit dachte, als mir Minna ihre Frage vorlegte. Stellen Sie sich nur meine freudige Ueberraschung vor, als ich hinter Ihnen wirklich meine liebenswürdige, nun schon so lange schmerzlich vermißte Eislaufpartnerin eintreten sah."

Der Schluß war von einer verbindlichen Verneigung gegen Blondchen begleitet. Das junge Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen in holder Verwirrung dasaß, sah die Verbeugung aber nicht und mischte sich daher nicht in das Gespräch.

„Meine Tochter war in der letzten Woche zu beschäftigt, um Schlittschuh laufen zu können," antwortete die alte Dame an Blondchens Stelle.

Es wurde noch einiges über die Merkwürdigkeit eines solchen Zusammentreffens hin und her gesprochen, dann lenkte Frau Bornemann das Gespräch auf den eigentlichen Zweck, den der Besuch doch offenbar haben mußte.

„Sie wollen also so liebenswürdig sein, Herr Doktor, wenn ein Herr aus Ihrem Bekanntenkreise um eine geeignete Wohnung in Verlegenheit ist, an uns zu denken?"

„Ich bin bereits so liebenswürdig gewesen," antwortete Radewitz launig. „Einer meiner besten Freunde, der beste, den ich habe, sucht eine Wohnung. Ich habe ihn an Sie gewiesen und — hier sitzt er."

Jetzt hob Blondchen zum erstenmal während des ganzen Gesprächs den Blick und sah Radewitz voll an. In ihren blauen Augen war eine so strahlende Freude, daß dem Mann eine heiße Blutwelle durch die Adern jagte, zum Herzen, zum Kopfe sogar, in dem die schnöden Berechnungen des kühlen Weltmenschen für einen Augenblick untergingen.

Für Frau Bornemann war es ein Glück, daß die

beiden jungen Leute in diesem Momente miteinander so völlig beschäftigt waren. Selbst das arglose Blondchen hätte sonst bei den letzten Worten des Besuchers in den Zügen der Mutter den Triumph obsiegender Schlauheit deutlich lesen müssen, um wie viel mehr Radewitz selbst. Als der Glückstaumel in ihm wieder verflogen war, hatte die Frau Kanzleirat aber ihr Gesicht wieder völlig in ihrer Gewalt, so völlig, daß sie in äußerst glaubwürdiger Weise die Ueberraschte und zwar die nicht ganz angenehm Ueberraschte spielen konnte.

„Sie selbst, Herr Doktor? Hm, ich weiß nicht recht — ich kenne die Familie Jung zwar nicht, aber ich möchte um alles nicht, daß sie glauben, ich hätte ihnen den Mieter abspenstig gemacht. Außerdem —" sie brach ab und warf, wie unwillkürlich den Kopf zur Seite wendend, einen Blick auf ihre Tochter.

Das war die erste Schlinge, die sie dem verliebten losen Zeisig legte. Der gute Radewitz sollte vom ersten Augenblick an das Gefühl haben, daß er, wenn er bei der Mutter seiner Flamme Wohnung nahm, in den Augen der Welt zwischen dem jungen Mädchen und sich einen Zusammenhang herstellte. Die schlaue Dame hatte das Augenspiel zwischen ihren jungen Leutchen sehr wohl bemerkt und nützte den günstigen Moment aus, um gleich ein Stückchen auf dem Wege zum Ziel vorwärts zu kommen.

Ihr Wagnis glückte. Radewitz wurde nicht stutzig, zuckte nicht zurück, sondern begann mit geradezu leidenschaftlicher Beredsamkeit zu beweisen, daß seine jetzige Wohnung nichts tauge, und der Gedanke an einen Umzug ihm schon lange nachgegangen sei. Er redete so lange und eifrig, der feurige junge Herr, daß er sich selber allmählich überredete und ganz und gar vergaß, daß er in dem letzten Briefe an seine Eltern in Stettin

zwei volle Seiten den Vorzügen seiner derzeitigen Behausung gewidmet hatte.

Sein Eifer war von dem schönsten Erfolge gekrönt. Die Frau Kanzleirat, die anfänglich offenbar entschlossen war, abzulehnen und nur nach einer möglichst verbindlichen Form für ihr Nein gesucht hatte, wurde allmählich schwankend und am Ende völlig umgestimmt.

„In Gottes Namen!“ sagte sie schließlich. „Man soll sich an das Gerede der Leute nicht allzuviel kehren. Ruhig werden Sie es bei uns haben, Herr Doktor —“

Radewitz dankte der alten Dame so lebhaft, als hätte sie soeben ihre Einwilligung zu einer Sache gegeben, von der sein ganzes Lebensglück abhing. Frau Bornemann bemerkte die freudige Aufregung des jungen Mannes mit tiefer Befriedigung. Da schien alles im besten Geleise. Verstohlen schielte sie ihre Tochter an. Das Kind schien äußerst befangen. Blondchens Wangen waren von purpurner Röte übergossen, ihre Hände zitterten leise.

Bei dieser Entdeckung wurde der alten Frau vor dem gefährlichen Spiele, das sie trieb, beinahe bange. Wenn die Sache schief ging, war vielleicht Blondchens Lebensglück in Scherben. Aber sie tröstete sich rasch. Die Sache durfte eben nicht schief gehen. Herr v. Radewitz war nach allem, was Frau Bornemann inzwischen über ihn in Erfahrung gebracht hatte, eine sehr gute Partie. Wenn ein junger Mann in seiner glänzenden Lage ein Mädchen aus bescheidener Familie heiraten sollte, mußte er ein bißchen verrückt gemacht werden. Was aber wäre geeigneter gewesen, dieses notwendige bißchen Verrücktheit in Radewitz hervorzubringen, als der Anblick der holden Zeichen, in denen sich die Liebe Käthchens so verschämt und dabei so rührend deutlich verriet?

Die Frau Kanzleirat lächelte sonderbar. Rührung und Schlauheit vereinigten sich in diesem Lächeln.

Das süße liebe Kind! Das mußte wirken. Frau Bornemann kannte die Männer doch!

Indes die alte Dame im stillen so schwierigen Gedanken nachhing, verabredete sie mit dem künftigen Mieter das Geschäftliche. Die beiden zur Vermietung bestimmten Zimmer wurden angesehen — Herr Werner war nicht zu Hause — und fanden den vollkommenen Beifall des neuen Mieters. Dann wurde der Preis festgesetzt, wobei Frau Bornemann nicht unterließ, einen um zehn Mark höheren Preis monatlich anzusetzen, als der jetzige Mieter bezahlte, und bestimmt, daß am nächsten Tage, der gerade der fünfzehnte Januar war, beide Teile kündigen wollten, so daß Radewitz schon am nächsten Ersten zuziehen konnte. Als der Besucher sich dann erhob, um sich zu verabschieden, sagte er: „Und nicht wahr, gnädige Frau, Sie gestatten mir, in der Zwischenzeit hin und wieder vorzusprechen — vielleicht, um Ihre Fräulein Tochter zur Eisbahn abzuholen?“

Frau Bornemann überlegte einen Moment, dann sagte sie: „Ihr Besuch wird mir immer sehr lieb sein, Herr Doktor. Das mit dem Abholen — hm — Sie können sich ja draußen treffen, auf dem Eis. Es ist wegen der Leute im Hause und auch sonst.“

Radewitz nahm auch diese eingeschränkte Erlaubnis dankbar an und wandte sich dann an Blondchen.

„Und Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er in erzwungen scherzhaftem Tone, hinter dem sich seine Aufregung nur schlecht verbarg, „werden Sie mich auch gern als Hausgenossen begrüßen?“

„Aber Herr Doktor —“ stotterte Blondchen in tödlicher Verlegenheit, „auf — auf mich kommt es doch gar nicht an. Gewiß werde ich —“

Radewitz betrachtete das in seiner Verwirrung bestrickend holde Mädchenbild mit entzückten Blicken. Als er sich dann empfahl, geschah es mit sichtlichem Zögern.

Schon auf der Treppe aber wich der holde Taumel von ihm, in dem er gesprochen und gehandelt hatte. Er schüttelte mißbilligend das Haupt. Und als er, die Hände in die Taschen seines eleganten Pelzrockes vergraben, die Straße dahinschritt, machte er sich wegen seines Verhaltens ernstliche Vorwürfe.

„Ich habe mich da oben betragen wie einer, der auf Freiersfüßen geht,“ dachte er mißmutig. „Die Kleine ist eben zu süß, und die Alte eine ganz gefährliche Nummer. Wenn ich in dem Stil fortfahre, sitze ich in kurzer Zeit so fest, daß ich nicht wieder zurück kann. Am besten wär's, ich schriebe sofort eine Rohrpostkarte, daß ich von der Abmachung zurücktrete. Aber dann ade, schön Käthchen! — Wie ich die Frau Mama beurteile, untersagt sie dann der Tochter sofort, mich auch nur noch einmal anzusehen. Und die gehorcht, wenn ihr auch das Herzchen darüber bricht.“

Bei dieser letzten Wendung seines Gedankenganges zerstreute sich die mißmutige Stimmung, die ihn so plötzlich angefallen hatte. Entzückt sagte er sich immer wieder die drei Worte: „Sie liebt mich! — Sie liebt mich!“ Er meinte sie noch vor sich sitzen zu sehen, in jedem Zuge des kindlich weichen Gesichts, in jedem Blick, in Bewegung und Haltung des schlanken Leibes die Verkörperung weiblicher Hingabe, die da sagt: „Du bist der Herr, ich will dein sein. Schalte mit mir, wie du willst, ich bin dein!“

„Köstlich!“ murmelte der junge Mann. „Ueber alle Maßen köstlich! — Wenn mir einer erzählt hätte, daß es heutzutage so etwas giebt, noch dazu hier in Berlin, wo die Mädchen herumlaufen wie die Geschäfts-

leute, mit kühlen Blicken die günstigste Konjunktur ausspähen — ausgelacht hätt' ich ihn. Saß sie nicht da, das süße Geschöpf, wie das leibhaftige Käthchen von Heilbronn oder Gretchen oder — oder — na, ein Titelbild in Fleisch und Blut zu allem, was jemals über die Frauenliebe Schönes und Inniges gedichtet worden ist! Und ich bin der Glückliche, dem diese Augen alles das sagen!"

Die Rohrpostkarte blieb ungeschrieben. So vieler Holdseligkeit aus dem Wege zu gehen, aus purer Angst vor einer nach der Würde der Schwiegermutter verlangenden Alten, das wäre doch geradezu schimpfliche Feigheit gewesen. Genießen, was sich so lieblich darbot, und die Pläne der Frau Mama fein durchkreuzen, das war eines rechten Mannes würdig.

— — — — — — — — — — — —

Frau Bornemann hockte indes bei Rike auf einem der Küchenstühle. Auf dem Herde brodelte die Suppe und bruzelte der Braten, die beiden alten Frauen aber hatten die Köpfe zusammengesteckt und flüsterten aufgeregt miteinander.

„Wenn's man bloß jut aussieht!" meinte Rike.

Die Herrin antwortete ärgerlich: „Sie olle Unglücksunke, wie soll's denn anders ausgeh'n als gut? Ich habe Ihnen doch gesagt, er ist rein weg "

„Sie aber auch, unser Blondchen!" antwortete die Magd. „Na, und wenn er ihr dann nich heiratet, weichmütig, wie sie is —"

„Er wird sie heiraten, verlassen Sie sich darauf," erklärte Frau Bornemann.

„Ach, Frau Kanzleirat, Sie kennen die Männer noch lange nich! — Un gar so 'n feiner!"

„Ich bin noch feiner als er. Wir werden's schon machen."

Wie um der unheimlichen Sache wenigstens eine gute Seite abzugewinnen, sagte Rike jetzt mit plötzlichem Gedankensprunge: „Wenigstens wer'n wir jetzt den alten Ekel, den Werner los!"

„Und der neue bezahlt zehn Mark monatlich mehr," fügte Frau Bornemann hinzu. —

Während die beiden Frauen in der Küche dieses Gespräch führten, stand Käthchen Bornemann in der guten Stube am Fenster, hatte die Stirn an die Scheibe gelehnt und starrte hinaus in den blassen Wintersonnenschein. Ihr war zu Mut wie nie zuvor in ihrem ganzen Leben. Ihr Herz klopfte so seltsam stark und laut, daß ihr dabei förmlich bange wurde, und dabei füllte ihr ein Jubel die Brust, daß sie meinte, sie müßte ihn jetzt hinausjauchzen, sonst zerspringe ihr die Brust. Die Welt war vor ihren jungen Augen voll eines goldenen, leuchtenden Nebels, und inmitten dieser Wolke stand er, hoch, schlank, schön, und seine Augen waren mit einem Blick auf sie gerichtet, vor dessen fragendem Ausdruck der armen Kleinen ganz sonderbar ums Herz wurde. Ihr war, als müsse sie sich verbergen vor diesem Blick, und zugleich trieb sie etwas übermächtig an, sich an die Brust des Mannes zu werfen, der sie so ansah, ihre Arme in scheuer Zärtlichkeit um seinen Hals zu schlingen.

3.

Zehn Tage nach diesem ersten Besuche liefen die beiden jungen Leute auf dem Eisspiegel des Neuen Sees miteinander Schlittschuh. Die Brust des jungen Mannes war geschwellt von Lebensbehagen und Daseinslust. Die Sonnenstrahlen glitzerten so herrlich auf den bereiften Zweigen des Tiergartens rings um den See, das Mädchen, das an seiner Hand in zierlichem Bogen über die Eisfläche dahinflog, sah so reizend aus

in dem enganliegenden blauen Tuchkleide und dem hellgrauen Pelzwerk. Wie Blondchens Wangen glühten, wie ihre blauen Augen leuchteten, und wie lieblich ihr junger Mund lächelte! Das Köstlichste von allem aber war es für den Mann, daß er bloß die reine Freude an der Schönheit empfand, wenn er seine Genossin ansah. Das beklemmend Schwüle der Leidenschaft, das sonst auf der Liebe niederdrückend wuchtet, blies der scharfe kalte Hauch des Wintermorgens fort.

Friedrich v. Radewitz fühlte sich heute so recht als Goethe, und seine Beziehung zu Käthchen Bornemann schien ihm in dieser Stunde den zarten Banden, die den jungen Dichterfürsten mit Friederike von Sesenheim verknüpft hatten, ähnlicher als je. Längst hatte er sich schon vorgenommen, mit dem jungen Mädchen von diesem Kapitel Litteraturgeschichte zu sprechen, um ihr anzudeuten, wie er ihre eigene Beziehung zu einander auffaßte und aufgefaßt wissen wollte — heute that er's.

„Friederike!“ murmelte er halblaut wie im Selbstgespräch.

„Sagten Sie etwas, Herr Doktor?“ fragte Käthchen, die nicht recht verstanden hatte.

„Eigentlich nicht,“ antwortete Radewitz. „Ich sagte nur einen Namen in Gedanken vor mich hin: Friederike. Ich habe nämlich heute morgen wieder einmal in „Wahrheit und Dichtung“ gelesen, das Sesenheimer Kapitel.“

„Ich kenne die Geschichte,“ sagte Käthchen einfach. In ihrem Tone lag aber etwas, was Radewitz stutzig machte. Was war das? Es hatte beinahe geklungen, als wolle das Mädchen hinzufügen: „und ich weiß, was du andeuten willst, indem du davon redest.“

Er war so verblüfft, daß er zunächst nichts weiter sagte. Dann drängte es ihn aber, sich Gewißheit zu

verschaffen, und er fing behutsam von neuem an: „Natürlich. Welches gebildete deutsche Mädchen kennt diese Geschichte nicht! — Sie denken auch alle gleich darüber. Auch Sie sind gewiß voll Mitleids für die arme Friederike und tadeln Goethe?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Sondern?“

„Ich schätze Friederike glücklich, weil sie Goethe lieben und sich von ihm wiedergeliebt wissen durfte — wenigstens eine Zeit lang.“

Radewitz verstummte wieder, in einem Grade verdutzt, der sein Goethebewußtsein gewaltig beeinträchtigte. Er sah verstohlen nach dem Gesichte Käthchens, als wolle er sich vergewissern, ob es wirklich noch das kleine achtzehnjährige Bürgersmädchen sei, das da an seiner Hand Bogen lief, oder ob sie ihm durch ein Wunder in eine vornehme Dame verwandelt worden sei, die viel von der Welt gesehen und sich zu allem ihre Gedanken gemacht hatte. Aber es war Käthchen Bornemann. Was war mit dem Mädchen los? Hatte sie das aus eigenen Gedanken, oder brachte sie irgendwo Gelesenes zu Markte, ohne recht zu wissen, was es sprach?

„Und wie denken Sie über Goethes Verhalten?“ fragte er wiederum.

„Ihn bedauere ich,“ antwortete das Mädchen. „Indem er sich von Friederike losriß, verdammte er sich zur Einsamkeit. Und ich bin überzeugt, er ist einsam geblieben trotz seiner vielen flüchtigen Liebesgeschichten. Das war niemals ein richtiges Beieinandersein, sondern immer nur Einsamkeit zu zweien. Und seine schließliche Ehe erst recht. Verstanden hat sie ihn nicht, seine ehemalige Wirtschafterin, wenn sie ihn auch auf ihre Art recht lieb hatte. Er blieb einsam, der arme Goethe!“

„Der arme Goethe?" wiederholte Radewitz im Tone des Widerspruchs. „Er war Goethe. Und ein Goethe ist sich selbst genug."

Käthchen blieb stehen, bückte sich und untersuchte eine Schraube an ihrem Schlittschuh. Als sie sich wieder aufgerichtet hatte, sagte sie: „Er muß wohl. Es giebt ja niemand, der ihm ebenbürtig sein konnte, denn ein Goethe ist immer nur einmal da. So ist die Vereinsamung eine Folge der Größe. Aber Einsamkeit muß kalt und traurig sein, selbst wenn man einen ganz großen Geist und ein ganz reines Herz hat. Ich bleibe also dabei: ich bedauere Goethe und beneide Friederike."

Nach diesem Gespräche schnallte das Paar sehr bald seine Schlittschuhe ab. Radewitz hatte sich auf einmal erinnert, daß er heute eine wichtige Besprechung mit einem Verleger habe, und Käthchen erklärte, dann wolle auch sie nach Hause gehen. Allein zu laufen mache wenig Vergnügen, auch sei ihre Mutter nicht ganz wohl.

Die Besprechung war ein bloßer Vorwand des Doktors, den es drängte, allein zu sein, um über das Unerhörte nachzudenken. „Ich beneide Friederike, und ich bedauere Goethe." — Wie sie das betont hatte! Klang es nicht, als wolle sie sagen: „Ich weiß, daß auch du dich einst von mir losreißen wirst. Ich werde dir keinen Vorwurf daraus machen, ich werde dich im stillen, aus der Ferne lieb behalten und dich bedauern, daß du dich um das Glück gebracht hast, das auch du in unserer dauernden Vereinigung gefunden hättest." Wenn das gesagt sein sollte mit diesen Worten, dann lebte in diesem liebreizenden jungen Mädchen die Seele eines Engels, und dann war ein gewisser junger Herr, der sich Käthchen Bornemann mit der vorgefaßten Absicht näherte, eine Weile mit ihr angenehm zu tändeln und dann

seiner Wege zu gehen, nicht bloß ein schlechter Mensch, sondern auch ein Narr, ein ausgemachter Narr.

Aber es war kaum daran zu glauben. Sie war ihm ja immer als das kindliche, beinahe kindische Geschöpfchen erschienen, das sie nach ihrem Alter, nach den beschränkten, spießbürgerlichen Verhältnissen, in denen sie lebte und aufgewachsen war, nach Bildungsgang und Verkehr eben sein mußte. Wie sollte Käthchen Bornemann zu der heroischen Selbstlosigkeit, zu der wahrhaft vornehmen Entsagung kommen, die in ihrer eigentümlichen Betonung der Worte lag: „Ich beneide Friederike, und ich bedauere Goethe?"

„In vier Tagen ziehe ich hin," sagte sich Radewitz halblaut. „Es wird eine eigentümliche Sache sein, zwischen dieser Mutter und dieser Tochter zu stehen. Ich glaube, ich bin neugierig auf mich selbst, wie ich mich verhalten werde, und wie die Geschichte ausgeht. Das eine steht fest, daß ich die Kleine wahnsinnig gern habe. Das mit der goldenen Freiheit ist am Ende doch bloßes Gethue der Junggesellen, die das Lumpen nicht satt bekommen. Wenn die Frau Käthchen Bornemann heißt, ist die Ehe eben selbst das idealste Liebesverhältnis von der Welt. — Aber mein alter Herr! Ich darf gar nicht daran denken. Wenn ich nur wüßte, ob ich die Kleine richtig verstanden habe, oder ob ich ihr in meiner Verliebtheit alle möglichen erhabenen Empfindungen andichte, während sie in Wirklichkeit nichts geäußert hat als ein paar ganz hübsche Gedanken über Goethe, die sie irgendwo gelesen hat!"

Nun, Blondchen hatte ihn ganz richtig verstanden. Sie hatte die Absicht, mit der er Goethes Jugendliebe ins Gespräch brachte, bemerkt und auf seine Andeutung durch die Blume geantwortet.

Radewitz hatte Käthe aber auch richtig eingeschätzt,

als er sie zu Anfang seiner Bekanntschaft mit ihr für ein völlig kindliches Wesen hielt. Die überaus rasche Entwickelung, die innerhalb weniger Wochen aus der Käthe von damals die Käthe von heute gemacht hatte, und die dem jungen Manne so unerklärlich schien, sie hatte sich in Wirklichkeit vollzogen unter dem schnellreifenden Einfluß der Liebe.

Käthe selbst merkte diese Veränderung ihres Wesens zuerst an ihrem Verhältnis zu ihrer Mutter. Die alte Dame mit den scharfen durchdringenden Augen hinter der Brille war für Blondchen bis dahin die unbedingte Autorität gewesen. Jetzt war das plötzlich anders. Blondchen liebte ihre Mutter nach wie vor innig und zärtlich, aber sie liebte nun auch noch jemand anderen. Schon dadurch verlor die alte Frau ihre Sonderstellung im Herzen der Tochter. Das zweite war, daß Blondchen jetzt über die persönlichen Eigenschaften ihrer Mutter nachdachte. Das war ihr früher nie in den Sinn gekommen. Die Mutter war eben die Mutter, was sie sagte oder that, war eben dadurch schon Gesetz und Vorbild. Jetzt erwog das junge Mädchen in zagender Seele, ob ihre Mutter ihrer Liebe zu Radewitz förderlich oder hinderlich sein würde und, wenn sie hinderlich, ob mit Recht oder mit Unrecht. Damit hatte sie begonnen, den Maßstab ihres Urteils an die Persönlichkeit der Frau zu legen, die bisher über aller Kritik erhaben gethront hatte wie eine Gottheit.

Die Eindrücke ihres ganzen Lebens wurden in ihr lebendig, so weit sie helfen konnten, das Charakterbild ihrer Mutter zu vervollständigen. Sie sah die rastlose Frau beständig geschäftig, immerzu bemüht, in den Gang der Ereignisse einzugreifen, am liebsten hintenherum, auf Umwegen, dadurch, daß sie den Menschen ihre Sonderbarkeiten oder ihre Schwächen ablauschte und

sie daran faßte, um ihr Ziel zu erreichen. In Blondchens Ohr klang auf einmal wieder die Stimme ihres Vaters, wie er melancholisch-schalkhaft zu Onkel Heinze sagte: „Meine Frau glaubt fest an die Wahrsagerei aus den Karten. Aber ich bin überzeugt, sie mogelt beim Mischen, um das Orakel, das sie haben will, zu erhalten. Sie bemogelt sogar das Schicksal."

Das junge Mädchen konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Tote recht gehabt hatte, daß ihre Mutter wirklich zum Intrigieren neigte. Von allen Seiten tauchten aus ihrer Erinnerung die Belege dafür auf. Käthchen hatte alle diese Dinge längst gewußt, aber sich niemals die Gedanken dazu und darüber gemacht, die sich ihr jetzt aufdrängten. Zugleich fielen dem jungen Mädchen eine Menge Aeußerungen ein, welche die alte Frau in jüngster Zeit gethan hatte. „Was für Augen dein Vormund machen wird, wenn —" — „Heinze mag lang reden. Ich bleibe dabei, wenn eine Mutter sich um das Glück ihres Kindes richtig bekümmert, dann erreicht sie auch etwas. Der liebe Gott läßt das Getreide wachsen, aber der Bauer muß ackern."

Blondchen seufzte bekümmert auf. Es bestand für sie kein Zweifel mehr, daß ihr die Mutter die Wonnen ihrer ersten Liebe mit allerlei hinterlistigen Stückchen vergällen würde, die alle darauf hinzielten, Radewitz möglichst bald zu bindenden Erklärungen zu veranlassen.

Waren diese Kunstgriffe denn überhaupt nötig? Verstand es sich nicht von selbst, daß zwei, die einander liebten, sich auch verlobten und verheirateten?

Blondchen begann über den geliebten Mann und über sich selbst nachzugrübeln, und je länger sie grübelte, desto schwerer und schwerer wurde ihr das Herz, weil sich vor ihrem Blicke immer mehr Hindernisse auftürmten, ihnen die dauernde Vereinigung zu erschweren.

Da war vor allem der Unterschied in der Bildung. Das arme Kind kam sich unsäglich dumm und linkisch vor, wenn sie sich die glänzenden Geistesgaben, die gewandten, vornehmen Weltmannsmanieren des jungen Schriftstellers vorstellte. Ein Mann wie er konnte ein Mädchen wie sie wohl lieb haben, aber heiraten konnte er sie schwerlich. Seine Frau, das mußte eine Dame aus seinen Kreisen sein, eine, die mit all den klugen, unterrichteten Leuten, mit denen er gewiß umging, zu reden wußte. Sie selbst würde das nie können. Wurde ihr doch bei dem bloßen Gedanken, in einer solchen Gesellschaft sich bewegen und sprechen zu müssen, glühend heiß.

Und selbst wenn seine Liebe so groß wäre, sich darüber hinwegzusetzen, daß seine Geliebte um so vieles geringer war als er, er hatte doch Eltern. Die würden das gewiß nicht zugeben, daß ihr einziger Sohn ein Käthchen Bornemann heiratete. Obendrein legte ein Mann wie der Herr Rechtsanwalt gewiß Wert darauf, daß sein Sohn eine reiche Heirat machte, und Blondchen hatte rein nichts. Ihre Mutter besaß die Pension und eine kleine Rente, die eine vor zehn Jahren verstorbene Tante ihr hinterlassen hatte, davon lebten sie schlecht und recht. Wenn die Mutter aber starb, erlosch die Pension, das Kapital, von dem die alte Frau die Nutznießung hatte, fiel an eine mildthätige Stiftung, und Käthe Bornemann mußte sich nach einer Anstellung umsehen, von der sie leben konnte.

Auch über diese Dinge dachte Blondchen jetzt zum erstenmal nach. Sie hatte ja den Vormund öfters davon reden hören, aber damals war ihr das alles als in weiter Ferne liegend erschienen, bedeutungslos für die Gegenwart. Jetzt aber hatten diese Umstände auf einmal Einfluß gewonnen, sie bildeten ein Hindernis für ihre

Liebe. Jetzt gewann auch das beständige Drängen Herrn Heinzes, das Mädchen müsse doch einen Beruf ergreifen, ein Geschäft erlernen, für Blondchen ganz andere Bedeutung. Sie sagte sich, daß der ernste, ein wenig nüchterne Bürgersmann recht hatte, wenn er das wollte, und daß ihre Mutter, die dem Vormund so hitzig widersprach, im Unrecht war. Die alte Frau verließ sich doch nur auf das hübsche Gesicht der Tochter und auf ihr eigenes Talent, die Dinge geschickt einzufädeln und die Menschen unmerklich dahin zu gängeln, wohin sie aus freien Stücken niemals gegangen wären.

Ein unsäglich bitteres Gefühl stieg in Blondchen auf, als sie die Rolle überlegte, die ihr zugedacht war. Sie sollte die Lockspeise sein, womit eine listige Vogelstellerin einen Vogel mit glänzenden Federn fing. Nein, das wollte sie nicht. Anfangs hatte sie daran gedacht, zu Herrn Heinze zu gehen und ihn zu bitten, sie irgendwohin in eine Lehrstelle zu bringen. Aber dagegen hatte ihr leidenschaftliches junges Herz sich so wild gesträubt, daß das arme Kind mit sich selbst eine Art Abkommen schloß. Vier Wochen wollte sie noch im Hause sein, zusammen mit ihm, den sie so innig liebte. Sich lieb haben war doch kein Unrecht, auch dann nicht, wenn die Liebe aussichtslos war. Dann war's eben ein Unglück. Vier Wochen wollte Blondchen das leidvolle Glück dieser aussichtslosen Liebe genießen und dann ein Ende machen. In dieser Gnadenfrist aber, die sie sich selbst gewährte, wollte sie über den Geliebten wachen, damit er nicht von dem eigenen Ungestüm und der berechnenden Schlauheit ihrer Mutter zu einem Schritte verleitet würde, der sein Unglück werden mußte, weil das zum Zerwürfnis mit seinen Eltern führte und zur Entfremdung von den Gesellschaftskreisen, in die er gehörte.

Auch Frau Bornemann fiel die Veränderung im Wesen ihrer Tochter auf, so sehr die gute Frau mit der Ausarbeitung ihrer Pläne und mit tausend Luftschlössern beschäftigt war, die alle in solidem Material ausgeführt werden sollten, wenn Radewitz erst ihr Schwiegersohn war.

Sie äußerte sich darüber zu ihrer Vertrauten, der alten Rike.

„Was das bloß mit Blondchen ist? Das Mädchen ist ein wenig blaß, auch ist ihr Gesicht nicht mehr so rund wie früher, und in den Augen hat sie manchmal einen so sonderbaren Blick."

Die Magd ließ den grauen Kopf hängen. Sie hatte alle diese Anzeichen früher bemerkt als die Mutter selbst, und ihr war nicht wohl dabei.

So rückte der erste Februar heran, an dem Radewitz zu Bornemanns ziehen sollte. Der junge Herr sah diesem Tage in einer aus Sehnsucht, Neugier und Scheu seltsam gemischten Stimmung entgegen, die Frau Kanzleirat erwartete ihn mit der Spannung eines Jägers, der am Wildwechsel auf Anstand steht, Blondchen mit wehmütiger Freude. Er sollte ihr ja ein Glück bringen, dieser Tag, aber ein kurzes, blasses Glück, auf das die endlose, trostlose Oede folgte.

4.

„Radewitz ist solide geworden!"

Wie ein Lauffeuer ging das Wort durch die Cafés, die feinen Restaurants, in denen die Berliner Schriftstellerwelt, so weit sie sich's leisten kann, verkehrt, und durch die Foyers der Theater. Der hübsche junge Lebemann, der so entzückend zu plaudern wußte und so liebenswürdige Umgangsformen besaß, fehlte überall und

allen. Und so einer sollte solid werden? Das wäre doch jammerschade gewesen!

Man rechnete nach und fand, daß der junge Mann seit vierzehn Tagen nirgends mehr sichtbar gewesen sei. Da weder Krankheit noch Geldmangel das verschuldet hatte, so war nur auf eines zu raten: das ewig Weibliche. Man munkelte auch schon, daß Radewitz seine Wohnung gewechselt habe, und daß die Tochter seiner neuen Wirtin ein bildhübsches Mädel sei. Einige besonders neugierige Herren wollten der Sache auf den Grund gehen und besuchten Radewitz in seiner neuen Wohnung. Sie wurden sehr liebenswürdig begrüßt, eine halbe Stunde lang vortrefflich unterhalten, mit einem ausgezeichneten Gläschen Cognak und einer vortrefflichen Zigarre bewirtet und dann sanft wieder an die Luft gesetzt. Von der hübschen Tochter der Wirtin hatte keiner auch nur eine Kleiderfalte gesehen, da die Zimmer des Schriftstellers ihren eigenen Eingang vom Treppenflur hatten. Ihn selbst direkt nach ihr zu fragen, stand niemand mit Radewitz vertraulich genug. Der junge Mann hatte von jeher eine eigene Art besessen, inmitten des zwanglosesten Verkehrs für Vertraulichkeiten unnahbar zu bleiben.

Da niemand etwas Bestimmtes wußte, vergnügte man sich ein paar Tage damit, über die plötzliche Bekehrung eines so fidelen Sünders die tollsten Gerüchte auszuhecken und in Umlauf zu setzen. Dann tauchte etwas anderes auf, was der Neugier Stoff und dem Sarkasmus eine Zielscheibe bot, und Radewitz war vergessen.

Aber es hatte nicht bloß die Welt ihn vergessen in diesen wenigen Wochen, sondern auch er die Welt. Der etwas leichtfertige Mann war längst von einer so ernsten, so tiefgehenden Leidenschaft für Blondchen erfüllt, daß

ihm alles, was nicht auf sie Bezug hatte, verhaßt geworden war. Schon am dritten Tage nach seinem Einzuge hatte er sich bei Frau Bornemann in volle Pension begeben, um mit ihrer Tochter bei den Mahlzeiten beisammen zu sein. Von da an hatte sich folgende Tageseinteilung von selbst ergeben: Den Morgenkaffee trank Radewitz auf seinem Zimmer. Dann brachte er den Vormittag am Schreibtisch zu. Die Unruhe seines Herzens ließ ihn zwar zu keinem vernünftigen Gedanken kommen, aber er las und schrieb, um die Stunden auszufüllen, die endlos langen Stunden bis zum Mittagessen, bei dem er neben Blondchen sitzen, in ihre tiefen, innigen blauen Augen sehen konnte. Nach Tische mußte er sich wieder in seine Zimmer zurückziehen. Er wäre ja gar zu gerne drüben geblieben und klügelte anfangs täglich einen anderen Vorwand aus, der ihm dies ermöglichen sollte, aber es kam fast immer etwas dazwischen. Manchmal schien es ihm, als ob die Hindernisse, die seine Pläne durchkreuzten, von Käthe geflissentlich bereitet würden. In solchen Augenblicken fühlte er sich unglücklich und kam auf die finstersten Gedanken. Um sich diese Pein zu ersparen, fügte er sich am Ende lieber gutwillig und verließ die Damen, sowie man sich gesegnete Mahlzeit gewünscht hatte, um die Stunden des Nachmittags wiederum über unfruchtbaren Bemühungen, seine Gedanken auf etwas anderes als Blondchen zu sammeln, am Schreibtisch zu verbringen oder seine Unruhe in einem weiten Spaziergange auszulaufen.

Zum Abendessen fand er sich wieder im Speisezimmer der Familie ein. Nun begann für ihn die schönste Zeit des Tages, der Abend an der Seite der Geliebten. Er las gut vor und war sehr musikalisch; das junge Mädchen wiederum besaß ein für alles Schöne empfängliches Gemüt, eine Anlage, die sich unter dem Einflusse des

Herzeleids, das heimlich in ihr glühte, noch gesteigert hatte. Ein Gedicht von Lenau oder Geibel, von dem Doktor mit leidenschaftlich bewegter Stimme vorgetragen, zwang ihr die hellen Thränen in die Augen, so sehr sie sich selbst ob dieser Rührseligkeit zürnte; die sechzehnte Sonate von Beethoven, die der junge Mann gerne spielte, berauschte sie. Wenn sie so, ganz hingerissen von der Macht der Töne, saß und lauschte, dann brannten ihre Wangen, ihre Augen glühten, und um den zu einem glückselig träumerischen Lächeln leicht geöffneten Mund zitterte ein Ausdruck so hingebender Zärtlichkeit, daß Frau Bornemann, die ihr Kind mit lauerndem Späherblick beobachtete, immer wieder meinte, jetzt müßten sich die beiden in ihrer Gegenwart um den Hals fallen.

Diese Erwartung der Mutter wurde aber wieder und wieder getäuscht. Radewitz wandte sich wohl zu dem jungen Mädchen um, er gewahrte die leidenschaftliche Bewegung in ihrem zarten Antlitz und errötete vor Freude darüber, aber ehe er noch etwas sagen oder thun konnte, ging in Blondchens Gesicht eine merkwürdige Veränderung vor. Es war, wie wenn das Licht hinter einem Transparente erlischt. Ueber die strahlenden Augen senkten sich die Lider, das zärtliche Lächeln verschwand aus den Winkeln des rosigen Mundes, und gewöhnlich sagte dieser Mund etwas, was die ganze Stimmung rettungslos zerstörte.

Wenn ein solches Wort gefallen war, das den holden Zauber der Stunde vernichtete, blickte Frau Bornemann immer enttäuscht und zornig vor sich hin, Radewitz aber erbleichte. Blondchen schien nicht zu bemerken, wie weh sie ihm that. Sie plauderte munter von den alltäglichsten Dingen weiter und lachte sogar dazwischen. Ihre Mutter war zu wenig feinfühlig, und Radewitz von dem Sturme in seinem Herzen zu sehr aufgewühlt,

nm es der jungen Stimme anzuhören, wie mühsam diese Munterkeit erkünstelt wurde.

Frau Bornemann wußte schließlich nicht mehr, was sie von der Sache denken sollte. Daß sich die jungen Leute liebten, war sicher. Warum quälten sie sich denn so grausam hin? Daran trug offenbar Blondchen die Schuld. Was wollte das Mädchen?

Hätte Frau Bornemann nicht gefürchtet, etwas zu verderben, so hätte sie längst Gelegenheit genommen, Käthchen ins Gewissen zu reden.

Endlich aber kam ein Tag, da sprach Blondchen von selbst. Es war um die Mitte der vierten Woche, seit Radewitz im Hause wohnte, als Käthchen eines Nachmittags in der Dämmerstunde ihre Mutter wie beiläufig fragte: „Mama, warum kommt denn Herr Heinze schon so lange nicht mehr?"

Frau Bornemann räusperte sich. „Hm, als ich das letzte Mal dort war, haben wir uns gründlich gezankt."

„Er sprach wohl wieder davon, daß ich in ein Geschäft sollte. Nicht, Mama?"

„Natürlich! Das war's."

„Aber Mama, er hat doch recht?! Ich muß doch etwas lernen. Und — und — ich möchte auch."

Frau Bornemann sank in den Stuhl zurück vor Entsetzen. „Du möchtest?"

„Ja, Mutter. Es muß sein. Ich habe doch nichts, und wer nimmt ein so ganz armes Mädchen? Einen, den ich möchte, bekomme ich nicht, und solche, die ich bekommen könnte, will ich nicht. Was soll also aus mir werden?"

Zitternd vor Angst und Aufregung stammelte die alte Frau: „Blondchen, hat — hat er — habt ihr euch entzweit?"

Wie verwundert fragte das junge Mädchen: „Von wem sprichst du, Mama?“

„Von wem? Von Radewitz natürlich. Ich habe immer gemeint, er würde dich nehmen. Habt ihr euch gezankt, oder ist sonst etwas vorgefallen?“

Blondchen schüttelte den Kopf. „Gar nichts, Mama. Wann denn auch? Eisbahn ist ja nicht mehr, und wir sehen uns ja bloß, wenn du dabei bist.“

„Nun also!“

„Aber er denkt gar nicht daran, mich zu heiraten. Es geht doch nicht! Wir passen nicht zusammen. Er braucht eine ganz, ganz andere Frau, die muß von vornehmer Familie sein, wohlhabend, gebildet.“

Frau Bornemann fuhr sich mit beiden Händen an die Stirn, als werde ihr von dieser Antwort schwarz vor den Augen. Darauf holte sie ein paarmal energisch Atem, und dann entlud sich über Käthchens blondem Haupte das Ungewitter, das sich in den letzten Wochen im Herzen der Mutter angesammelt hatte. Frau Bornemann versicherte, Blondchen werde sie noch ins Grab bringen mit ihren romantischen Narrheiten. Solch ein blödsinniges Gerede! Scheine dem Fräulein ihre Familie nicht gut genug, dann möge sie sich von ihrer Mutter versichern lassen, daß es in dieser Familie niemals Putzmacherinnen oder Buchhalterinnen oder derartiges gegeben habe. Die Knaben hätten immer etwas gelernt und dann einen Beruf ergriffen, in dem sie es zu geachteten Lebensstellungen bringen konnten, die Mädchen hätten junge Männer geheiratet, die ihnen ihrerseits eine solche geachtete Stellung in der Gesellschaft verschafften, Beamte, Lehrer, Aerzte, Pastoren. Und eine solche Familie sei für den Herrn v. Radewitz gut genug. Wenn der auch ein Herr „von“ sei, und sein Vater in der Provinz ein großes Haus mache, eine Prinzessin

bekäme der deswegen doch nicht, und ein Mädchen aus einer Familie wie die Blondchens bedeute darum auch keine Mißheirat für ihn. — Was aber das Geld betreffe — du lieber Gott! Hatte er nicht genug? Wenn auch der Herr Rechtsanwalt in Stettin ein schiefes Gesicht zöge zu der Verlobung, so sei es dann eben Blondchens Sache, durch ihre Liebenswürdigkeit den Sohn festzuhalten und den Vater allmählich zu gewinnen.

Aber da hapere es eben. Der gute Wille fehle Blondchen. Die neumodischen Ideen stäken ihr im Kopf. Auf eigenen Füßen stehen — vom Manne unabhängig sein, und was der schönen Dinge mehr seien, von denen heutzutage in allen Romanen zu lesen sei. Eine ordentliche Liebesgeschichte gebe es ja gar nicht mehr, alle Bücher seien voll von dem Unfug der Frauenemanzipation. Aber Blondchen sollte nur wissen, daß ihre Mutter all dieses Zeug für unsinnig und unsittlich halte. Jawohl, unsittlich! Ein Mädchen müsse heiraten, das sei sein Beruf. Die Mannweiber aber, die Kaufmannsgehilfen und Privatbeamten in Frauenkleidern, die allein durch die Straßen laufen zum Geschäft und zum Vergnügen, die im Restaurant äßen wie die Junggesellen, die — die — nun kurz, diese Mädchen seien in Frau Bornemanns Augen gar keine anständigen Mädchen, und wenn Blondchen wirklich die glänzende Heirat, die sich ihr jetzt biete, aus lächerlichen, romantischen Grillen ausschlage, um so eine zu werden, so möge sie sich nur darauf gefaßt machen, aus dem Herzen ihrer Mutter ausgeschlossen zu werden. Ein Mutterherz ertrage und verzeihe viel. Wenn eine Mutter es aber erleben müsse, daß ihr Kind sich von Fremden lieber leiten und beraten lasse als von ihr, wenn das Kind sich von Leuten, die der Familie nichts Gutes gönnten, sich aufhetzen ließe und dem Willen der Mutter

sich widersetzte, zu seinem eigenen Schaden, dann müsse so eine arme, bedauernswerte Mutter, wenn man sie nach ihrer Tochter frage, antworten: „Meine Tochter? — Ich habe keine Tochter mehr.“

Nach diesem mit vielem Pathos hervorgestöhnten Satze, der ihre Rede ungemein wirkungsvoll abschloß, schwirrte die gute Dame aus dem Zimmer, um ihrer Rike den unerhörten Fall vorzutragen.

Blondchen blieb in müder Haltung, mit auf die Brust geneigtem Kopfe und im Schoß verschränkten Händen, auf ihrem Stuhl am Fenster sitzen.

Lange, lange saß sie so. Erst als es im Zimmer völlig dunkel geworden war, seufzte sie tief auf und erhob sich.

Sie zündete die Lampe an, setzte sich an den Tisch und nahm eine Stickerei vor. Aber sie mußte sich immer wieder über die Augen wischen bei der Arbeit, und auf einmal fielen die großen Thränen auf das halb fertige Monogramm herab.

„Die arme Mama!“ flüsterte Blondchen mit zuckenden Lippen. „Sie meint es so gut auf ihre Art! — Wenn ich ihr nur sagen könnte — aber sie würde mich nicht verstehen! Und wenn sie mich verstünde, wäre sie erst recht beleidigt. Ach, wie schrecklich ist das alles!“

Es war kein Halten mehr. Das arme Mädchen schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Als Frau Bornemann nach einer Weile mit finsterer Miene wieder in die Stube trat, sprang Käthchen auf, eilte der Mutter entgegen und haschte nach ihren Händen.

„Verzeih, Muttchen, verzeih! Sei mir nicht böse, ich —“

Die alte Frau fragte harten Tones: „Willst du das Deine dazu thun, daß Radewitz, der ja rein weg ist nach dir, je eher je lieber seine Erklärung macht?“

„Mama!“ bat Käthchen. „Wenn du wüßtest — das kommt mir alles so schrecklich vor, so unwürdig!“

Da zog die Mutter mit einem Ruck ihre Hände zurück und barg sie auf dem Rücken. „Dann thu, was du willst. Geh meinetwegen morgen noch zu deinem Heinze, damit er dir eine Lehrstelle verschafft. Womöglich eine mit Wohnung und Kost, damit ich dich aus den Augen bekomme, ungeratenes Kind, du.“

Das war heute ein trübseliges Abendessen. Radewitz, der in der letzten Zeit selbst nicht der Munterste gewesen war, gab sich alle Mühe, das Tischgespräch im Gange zu erhalten. Aber sowie er selbst einmal schwieg, stockte es auch. Dann sah er befremdet von Frau Bornemann, deren Mundwinkel sich beharrlich nach abwärts zogen, als wolle die alte Dame jeden Augenblick in Thränen ausbrechen, zu Blondchen hinüber, die so blaß und still dasaß und die verdächtig roten und geschwollenen Augenlider niemals erhob.

Nach einer solchen Pause, als Radewitz eben den Mund aufthat, um die peinliche Stille mit irgend einer Bemerkung zu unterbrechen, sagte die Frau Kanzleirat auf einmal: „Sie werden dieses Abendbrot heute mit uns nicht sehr behaglich finden, Herr Doktor.“

Radewitz machte eine verbindlich abwehrende Handbewegung. „Aber Frau Kanzleirat! — Wenn ich übrigens fragen darf: Haben die Damen eine unangenehme Nachricht erhalten?“

Die Alte schoß einen bitterbösen Blick auf Blondchen ab. „Ich wohl, Herr Doktor. Meine Tochter hat mir vor zwei Stunden anvertraut, daß sie Hüte garnieren lernen will oder so etwas. Jedenfalls will sie sich einen Erwerb suchen.“ Sie sprang, wie vom Aerger übermannt, auf und ging hastig aus dem Zimmer.

Radewitz blickte betreten das junge Mädchen an,

das ihm gegenüber sitzen geblieben war. Wie blutrot übergossen das eben so blasse Gesichtchen ihm entgegenglühte! Das Herz schwoll ihm von Mitleid mit der heimlich Geliebten. Dazu war er über die zornige Mitteilung der alten Frau heftig erschrocken. Dieses liebliche Geschöpf sollte in ein Geschäft gehen, den plumpen Vertraulichkeiten der männlichen Kollegen, den Schikanen der weiblichen Kundschaft ausgesetzt sein? Sie, die er auf den Händen durch das Leben hätte tragen mögen?

Aber was konnte er thun?

Der Faden seiner Gedanken riß jäh ab, als Blondchen eine Bewegung machte, als wolle auch sie aufstehen und das Zimmer verlassen. Er haschte über den Tisch weg nach ihrer Hand und hielt diese trotz alles Sträubens fest.

„Fräulein Käthe," sagte er mit einem ziemlich verunglückten Versuche, zu scherzen, „stellen Sie mich vor Ihrer Frau Mama nicht so sehr bloß. Sie wünscht offenbar, daß ich Ihnen diese Pläne ausrede. Und nun wollen Sie mich nicht einmal anhören."

Abgewandten Gesichtes sagte Käthchen: „Ach, Herr Doktor, was hilft das?"

„Gewiß hilft das nichts, ich habe ja so gar keinen Einfluß auf Sie," sagte er ein wenig bitter. „Aber warum sollen wir nicht ein wenig über Ihre Absichten plaudern wie gute Freunde. Sie haben keine Ahnung, wie sehr ich Ihr Freund bin, Fräulein Käthchen."

Wie wohl der warme, im Mitgefühl bebende Ton seiner Stimme dem armen Kinde that, das von dem Zerwürfnis mit der Mutter so verwirrt und beängstigt war! Blondchen schlug, vielleicht das erste Mal an diesem Abend, die Augen auf und sah Radewitz mit einem Blicke an, in dem viel mehr Zärtlichkeit und Hingebung lag, als sie sich jemals gestattet hatte, zu verraten.

„Ich weiß, daß Sie es gut meinen. Aber — es hilft doch nichts!“

„Soll es ja auch nicht. Wir wollen uns ja nur darüber unterhalten. — Also gleich zur Sache: Warum gerade Hüte garnieren?“

„Ich war gestern bei meinem Vormund,“ antwortete Käthchen, „und habe mit ihm gesprochen. Irgend etwas anfangen muß ich, wie — wie unsere Verhältnisse nun einmal liegen. Nun könnte ich ja zur Post gehen, Telephonistin werden, oder zur Eisenbahn als Fahrkartenverkäuferin, da mein Vater Beamter war, oder mich für irgend eine Bureauthätigkeit vorbereiten. Aber mein Vormund sagt ganz richtig, daß das Telephonieren die Nerven ruiniert, der Fahrkartenverkauf eine gräßlich eintönige Sache ist, und daß junge Mädchen, die eine Handelsschule durchgemacht haben, zu Hunderttausenden auf Anstellung warten. Da ist es in einer Industrie, für die man Begabung hat, viel besser. Und ich habe Begabung zum Putzmachen.“

„Und warum ist Ihre Frau Mutter so sehr dagegen?“

„Mama — ja, Mama, sie möchte —“ Blondchen errötete wieder bis über die Ohren.

„Sie möchte Sie verheiraten?“ fragte Radewitz mit heiserer Stimme, weil ihm das Herz bis in den Hals hinauf schlug.

Das Mädchen nickte.

„Das ist doch ganz begreiflich,“ fuhr Radewitz fort. „Und Sie? Warum wollen Sie nicht? Sie sind so bestrickend liebenswürdig, so schön, so — es kann doch nicht anders sein, es müssen sich Ihnen ja die glänzendsten Gelegenheiten bieten.“

„Es ist aber so gräßlich, darauf warten zu müssen,“ flüsterte Blondchen. „Mama sieht ja in der Heirat

zunächst nur die Versorgung. Vielleicht war das früher immer so. Aber ich — mir scheint das fürchterlich. Es ist, als ob man wie ein Stück Ware zum Verkauf stände. Die Ehe ist doch kein Geschäft."

„Gewiß nicht, sie sollte es wenigstens nicht sein. Aber, Fräulein Käthe, wenn einer käme, der Sie lieb hätte, und den Sie wieder lieb haben könnten? — Oder trauen Sie sich dieses Liebhabenkönnen so gar nicht zu?"

Blondchen schlug die Augen nieder, errötete heftig, aber sie nickte sehr nachdrücklich zu dieser ernsten, dringenden Frage.

„Selbst wenn das so käme — wenn wir uns beide gut wären — — wer weiß, ob wir uns heiraten könnten, er und ich? Die Liebe allein ist da doch auch wieder nicht genug. Es muß auch sonst alles zusammenpassen, Bildung, Stellung, Familie —"

Weiter kam sie nicht. Im Anblick ihres süßen, in der Verwirrung doppelt holden Gesichts, beim Anhören ihrer stockenden Worte, die von den ernsten Gedanken Zeugnis gaben, mit denen sie sich so lange gequält hatte, war es auf einmal im Herzen des Schriftstellers hell geworden.

Das also war es! Sie zog sich zurück vor ihm, weil sie ihn liebte. Sie wollte ihn mit seinen Eltern nicht veruneinigen, sie wollte nicht, daß er etwa seiner Stellung schade — das liebe, holde, selbstlose Kind!

Und von diesen Gedanken um alle bisher bewahrte Selbstbeherrschung gebracht, sprang er auf, umfaßte die Geliebte, drückte sie an sich und küßte sie leidenschaftlich, während er jubelte: „Mein Blondchen! Jetzt hat die Thorheit ein Ende! Die Thorheit und die Qual! Nun bist du mein, und wer etwas dagegen hat, mag herankommen!"

Die Frau Kanzleirat hatte schon seit einer Viertel-

stunde vor der Thür gestanden, zitternd vor Ungeduld, die beiden Stimmen drinnen gierig belauschend. Jetzt öffnete sie die Thür, blieb einen Augenblick wie versteinert vor Ueberraschung stehen und eilte dann auf das sich umschlungen haltende Paar zu.

„Meine Kinder — welches Glück! — Blondchen! Herr Doktor! So hat mich meine Ahnung nicht getäuscht! Ich segne euch, meine Kinder, ich segne euch!“

5.

Man trennte sich an diesem Abend früher als sonst. Ueber die Damen war nach all der Aufregung die Erschöpfung gekommen, und Radewitz wollte heute nacht noch an seine Eltern schreiben.

Er merkte aber bald, daß das ein schwieriges Stück Arbeit war, selbst für seine kunstgeübte Feder. Briefbogen auf Briefbogen flog nach den ersten einleitenden Sätzen zerrissen in den Papierkorb. Schließlich schob der junge Mann das Schreiben auf, bis er sich ein wenig beruhigt hätte, lehnte sich in den Armstuhl zurück und überließ sich seinen Gedanken.

Diese drehten sich natürlich um das holde junge Wesen, das heute abend in seinen Armen geweint und gejubelt hatte, nachdem es so lange Zeit die Gleichgültige gespielt hatte. Welche Qualen mußte Blondchen diese Rolle gekostet haben! Und seinetwegen hatte sie gelitten, die Liebe, Gute, Schöne! Wenn er das seinem Vater erzählte, diese Geschichte mußte ihm das Herz weich machen, wenn er auch von der ersten Nachricht sehr wenig erbaut sein mochte.

Ihre Mutter freilich — —!

Radewitz zog die Stirne in Falten. Der Jubel der Alten hatte sehr gemischte Empfindungen in ihm wachgerufen. Mutterfreude, na ja! Aber zugleich war

etwas Selbstgefälliges darin, etwas von dem Betragen jemandes, dem schlau aufgestellte Berechnungen eingetroffen sind.

Die Rührung gewann wieder die Oberhand, Radewitz verstand nun auf einmal, wie Blondchen zu ihrer bei einem liebenden jungen Mädchen ganz beispiellosen Entsagung, zu diesen Gedanken über die Ungleichheit in Bildung und Stellung und Vermögen gekommen war, die eher die Gedanken eines hartherzigen Schwiegervaters als die einer liebenden Braut zu sein schienen. Sie hatte eben die berechnende Schlauheit gefühlt, mit der die Alte die Liebe der jungen Leute belauerte, und ihr Verhalten war nur die Folge ihres Abscheus vor dieser Berechnung, an der sie keinen Anteil haben wollte.

Das arme Kind! Selbst so feinfühlig, so innerlich vornehm — und eine solche Mutter!

Na, das war schließlich gleich. Man heiratete ja nicht seine Schwiegermutter. Die Alte mußte später eben in der nötigen Entfernung gehalten werden.

Radewitz versank in selige Träumereien, die ihm dieses „später“ in den leuchtendsten Farben ausmalten. Als er sich aus diesen holden Vorstellungen emporriß, um nun endlich seinen Brief zu schreiben, sah er nach der Uhr und erschrak beinahe.

Eins durch. Wo war bloß die Zeit hingekommen? Jetzt noch einen langen Brief verfassen? Nein. Er wollte lieber eine Depesche absenden. Von einer Drahtnachricht verlangt man keine sechs Seiten voll kitzliger Einzelheiten, die ist mit hundert Worten schon festlich lang. Er setzte die Depesche auf, nahm dann Mantel und Hut und verließ das Haus, um eine Droschke zu nehmen und nach dem auch zur Nachtzeit geöffneten Telegraphenamt am Potsdamer Platz zu fahren und das Telegramm abzusenden.

Als das geschehen war, machte er noch einen weiten Spaziergang durch den nahen Tiergarten. Als er sich so recht müde gelaufen hatte, nahm er wieder einen Wagen und fuhr nach Hause. Sowie er sich zu Bett gelegt hatte, schlief er ein.

— — — — — — — — — — — — —

„Herr Doktor — ein Telegramm!“

Die alte Rike mußte es dreimal rufen, ehe der Schläfer emporfuhr, erst verwirrt um sich blickte, dann aber die Hand ausstreckte und das zusammengefaltete Blatt entgegennahm.

Hastig riß er das blaue Amtssiegel entzwei und entfaltete das Telegramm.

„Ich komme mit dem Eilzuge um elf Uhr. Erwarte mich auf dem Bahnhofe. Aber allein. Dein Vater.“

Radewitz kraute sich hinter dem Ohre. Sein Herr Papa hatte den ersten Schnellzug genommen, der nach Eintreffen der Verlobungsanzeige abging. Und dieser Zusatz: „Aber allein!“

Na, das mußte eben ausgebadet werden. Nur die Ohren steif halten, aber sich zu keiner Unbesonnenheit hinreißen lassen! Dann ging's schon. Schließlich war er ja kein Barbar, sein alter Herr, sondern ein vornehm denkender Mann, freilich ein bißchen kühl von Gemütsart.

„Wie viel Uhr, Rike?“

Die alte Magd, die im Nebenzimmer das Frühstück auftrug, erwiderte: „Gleich Zehn, Herr Doktor!“

Mit einem Satz sprang der junge Mann auf, machte in aller Eile Toilette und eilte hinüber zu seiner Braut.

„Guten Morgen, Liebling, wie hast du geschlafen? Gut? — Ich will dir nur schnell einen Kuß geben, dann muß ich fort. Mein Vater kommt um Elf.“

Blondchen sah ängstlich zu dem Geliebten auf. „Du wirst einen schweren Stand haben ihm gegenüber.“

Der Bräutigam setzte eine siegessichere Miene auf, die seiner Gemütsverfassung wenig genug entsprach.

„Ach was! Ich werde ihn so schnell als möglich herbringen. Wenn er dich sieht, sind alle Fragen beantwortet und alle Bedenken zur Ruhe gebracht."

Er küßte seine Braut innig, drückte der Frau Kanzleirat ein wenig kühl die Hand und eilte dann davon, um nach dem Stettiner Bahnhof zu fahren.

Er kam gerade recht. Sowie er den Bahnsteig betrat, fuhr auch schon der Schnellzug in die Halle ein. Hinter der breiten Spiegelscheibe eines Abteils erster Klasse sah Radewitz das vornehm ruhige Diplomatengesicht seines Vaters. Er winkte lebhaft, der schöne graue Kopf hinter der Spiegelscheibe nickte sehr gelassen zurück.

„Brrr!" machte der Sohn draußen auf dem Bahnsteig. „Schlimmer, als ich dachte. Na, durch muß man."

Er eilte auf seinen Vater zu, der eben in der vom Schaffner aufgerissenen Wagenthür erschien.

„Vater! Ist die Mutter nicht mitgekommen?"

Der Rechtsanwalt reichte seinem Sohne die Hand. „Nein, Fritz. Sie wollte mit, aber ich hieß sie zu Hause bleiben."

„Ich weiß, worauf das deutet."

„So?" Das Gesicht nahm einen sarkastischen Ausdruck an. „Nun, hier auf dem Bahnsteig wollen wir dieses Gespräch doch nicht beginnen. Im Hotel haben wir ja Zeit genug."

Er faßte den Sohn unter den Arm und ging mit ihm rasch davon. In der Droschke, welche die beiden nach dem Leipziger Hof, dem gewohnten Absteigequartier des Rechtsanwalts, brachte, führte der alte Herr ein leichtes Gespräch über Stettiner Gesellschaftsereignisse,

das er während des Frühstücks im Speisesaal des Hotels fortsetzte. Erst nach der kleinen Mahlzeit, als er sich eine Zigarre angezündet hatte, gestattete der Rechtsanwalt seinem Sohne, von seiner Herzensangelegenheit zu sprechen, indem er sagte: „Also — du bist verlobt?"

„Ich sehe, du behandelst das als eine unangenehme Nebensache, die man so gelegentlich abthut, Papa. Mir ist es aber sehr ernst. Ich bin auch fest überzeugt, daß ich keine Dummheit — ich lese dir das Wort von den Lippen — sondern mein Glück gemacht habe."

Diese Sätze leiteten eine große Rede ein, in welcher der junge Schriftsteller das hohe Lied seiner Liebe sang, so gut sich ein solches Lied in ungebundener Rede gegenüber einem so klaren, kühlen, kritischen Augenpaar, wie der Vater es hatte, singen läßt.

Als der junge Mann endlich schwieg, nahm der Rechtsanwalt das Wort. Er ging mit unerwünschter Gründlichkeit gerade auf die Dinge ein, die der Sohn nur so beiläufig behandelt hatte.

„Also Kanzleirat war der Vater? Nun ja — zwölf Jahre vorwurfsfreier Dienstzeit als Unteroffizier, Zivilversorgungsschein, dann pflichttreue Bureauarbeit in untergeordneter Stellung, schließlich bei der Pensionierung der Ratstitel. Das ist ja so die Laufbahn. Und die Mutter Tochter eines Arztes. Der Vater wird wohl keine Leuchte der Wissenschaft gewesen sein, auch kein Arzt mit vornehmer Praxis. Landarzt bei Posemukel oder so etwas. Vermögen keines. Bisherige Zukunftsträume der jungen Dame: eine Laufbahn als Putzmacherin. Stimmt das so ungefähr?"

Der junge Mann mußte wohl oder übel zugeben, daß das alles so ungefähr stimmte.

„Und zu dieser Heirat soll ich meine Einwilligung geben?"

„Ich bitte dich darum, Vater," sagte Radewitz in warmem, beinahe flehendem Tone.

„Und wenn ich sie verweigere?"

„Das würde mir sehr weh thun, Vater."

Der Rechtsanwalt nickte mit ironischem Beifall. „Aber dich nicht hindern. Das hast du fein ausgedrückt, mein Sohn. Beinahe wie ein Jurist. Nun gestatte mir noch eine Frage. Du warst ja in deiner früheren Wohnung so zufrieden. Woher dieser plötzliche Umzug, gerade in die Höhle des Löwen oder richtiger der Löwin?"

Der Sohn erzählte ein wenig stockend von der Anfrage, die das rothaarige Dienstmädchen seiner früheren Wirtin an ihn gerichtet hatte, und wie er dann hingegangen sei, um sich die Wohnung anzusehen.

Der Rechtsanwalt sah mit eigentümlichem Ausdruck in sein Weinglas, während er zuhörte.

„Du kanntest die junge Dame schon?"

„Jawohl, vom Eise her. Ich kannte ihren Namen und hatte ihre Wohnung erkundet, sonst wäre ich ja nicht hingegangen."

„Ein eigentümlicher Zufall, die Geschichte mit dem Dienstmädchen, mein Sohn."

„Aber ein Zufall!" sagte Friedrich mit ernster Betonung.

„Sie kannte meinen Namen nicht. Du weißt ja, wie man das macht, wenn man sich vorstellt. Und meine Adresse erst recht nicht."

Der alte Herr antwortete nicht, sondern sah nach seiner Uhr. „Du kannst jetzt ruhig in die Arme der Liebe eilen," sagte er. „Ich komme nicht bloß wegen dieser — wegen deiner Verlobung. Ich habe auch noch Geschäfte hier. So gegen Fünf komme ich zu dir und sehe mir die Dinge einmal mit eigenen Augen an."

„Vater,“ bat der junge Mann, „meine Braut wird unruhig sein. Was darf ich ihr sagen?“

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln. „Sage vorläufig gar nichts. Redensarten magst du machen. Man nennt das ein dilatorisches Verfahren.“

So schwer es ihm wurde, Friedrich mußte seinen Vater verlassen, ohne sich darüber klar zu sein, ob der alte Herr auf dem Standpunkte eines absoluten Nein stand, oder ob er seine Entscheidung erst fällen wollte, wenn er die Verlobte seines Einzigen persönlich kennen gelernt hatte.

Die Geschäfte, die der Herr Rechtsanwalt in Berlin hatte, waren etwas eigentümlicher Natur. Er ging nämlich ruhig auf sein Zimmer. Nachdem er bei dem Zimmerkellner für drei Uhr nachmittags ein warmes Bad bestellt hatte, entkleidete er sich und legte sich in aller Gemütsruhe hin, um zunächst nach der gewaltsam abgekürzten Nachtruhe und der Eisenbahnfahrt ein wenig zu schlafen. Als er sich wieder erhob, ging er in das Badezimmer; dann machte er gemächlich Toilette und fuhr endlich, gegen Vier, nach der früheren Wohnung seines Sohnes.

Frau Jung, eine wohlbeleibte Dame von ein wenig schläfrigem Gesichtsausdruck, empfing den Vater ihres früheren Mieters mit so vieler Neugierde, als bei ihrer Natur nur irgend möglich war.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Zunächst mit einer kleinen Auskunft.“

„Bitte nur zu fragen.“

„Haben Sie am ersten Februar etwa das Dienstmädchen gewechselt?“

„Nein. Die Minna ist schon über ein Jahr bei mir. Sie ist ja vorlaut genug und nicht gerade die Fleißigste, aber —“

„Dann bitte ich um die Erlaubnis, dieses vorzügliche Wesen eine Viertelstunde unter vier Augen sprechen zu dürfen. Sie ist doch hoffentlich zu Hause?"

„Gewiß. Sie sitzt in der Küche. Wenn Sie mit ihr zu reden haben ... bitte, behalten Sie Platz, mein Herr! Ich sende Ihnen die Person sofort herein."

Die umfangreiche Gestalt der Dame bewegte sich mit vieler Würde davon. Gleich darauf trat Minna ein. Sie blieb vier Schritte vor dem Rechtsanwalt stehen, sah ihn mit lauerndem Blick an und wartete.

Herr v. Radewitz musterte das sommersprossige Gesicht der Magd so scharf, als wolle er sich ihre Züge für sein ganzes Leben einprägen. Dann fragte er: „Sie haben meinem Sohn die Anfrage der Frau Kanzleirat überbracht, ob er keinen Mieter für ihre beiden Zimmer wisse. War Ihnen damals bekannt, daß mein Sohn mit Fräulein Bornemann bereits auf dem Eise verkehrt hatte?"

„Nein."

„Sie lügen, Minna!"

„Det darf keener sagen, der's nich beweisen kann," erwiderte die so schroff Beschuldigte trotzig.

Da griff Radewitz in die Tasche, zog sein Portemonnaie hervor und nahm ein Zwanzigmarkstück heraus.

„Das soll Ihnen gehören, wenn Sie mir die Wahrheit sagen, Minna."

Das rothaarige Mädchen sah gierig nach dem blanken Goldstück.

„Ick hab' nischt jewußt!" murmelte sie trotzig.

„Sie haben es gewußt," widersprach der alte Herr scharfen Tones. „Die Frau Kanzleirat wußte es auch. Darum wurde das Ganze ja nur gemacht. Ich weiß das ganz bestimmt. Von Ihnen will ich nur die Bestätigung."

Das Dienstmädchen schüttelte den Kopf. „Ick hab' nischt jewußt!"

Radewitz legte ein zweites Zwanzigmarkstück auf den Tisch.

„Vierzig Mark! Wollen Sie nun reden?"

„Ick — ick hab' schon jesagt, daß ick nischt weeß."

„Nun also: fünfzig. Aber wenn das nicht zieht, behelfe ich mich ohne Sie. Hüten Sie sich, Minna. Sie verlassen sich auf die Dankbarkeit der Frau Kanzleirat, da werden Sie aber ein schlechtes Geschäft machen. Sie macht nämlich selbst kein gutes. Ich ziehe die Hand von meinem Sohne zurück, wenn er auf dieser Heirat besteht, dann mag er sehen, wie er bis zu meinem Tode durchkommt. Daß Sie unter solchen Umständen von der Frau Kanzleirat nichts zu erwarten haben, ist Ihnen wohl klar. Also, zum letztenmal: Wollen Sie beichten oder nicht?"

Die weiße, wohlgepflegte Hand des Rechtsanwalts griff nach den Goldstücken. Da ging ein Ruck durch die Gestalt der Magd. Minna trat einen Schritt vor.

„Na ja, ick hab's jewußt, Herr Rechtsanwalt!" stieß sie hervor. „Ick habe die zwei ja zusammen jesehen auf dem Eise. Un weil ick jewußt hab', daß der junge Herr ein Luft'ger is, hat mich das Fräulein leid jethan, un ick hab' die Jeschichte meiner Tante erzählt, die dort in Stellung is. Wie denn der Auftrag kam von der Frau Kanzleirat, da mußte doch 'n Blinder in der Nacht sehen, wo das hinaus sollte."

Sie tappte bei den letzten Worten schon nach dem Gelde.

Aber Radewitz legte die Hand darauf. „Halt! So schnell geht das nicht. Ich werde mit Ihnen ein kleines Protokoll aufnehmen, das werden Sie unterschreiben."

Minna zog ein schiefes Gesicht. „Schriftlich?"

„Anders giebt's keinen Pfennig."

„Na, denn jut."

Der Rechtsanwalt schrieb mit flüchtigen Zügen den Inhalt der Angaben Minnas in sein Taschenbuch, las ihr die Niederschrift vor und hieß sie unterzeichnen. Als sie ihr „Minna Steinke" mit vor Aufregung zitternder Hand hingemalt hatte, schob er ihr das Geld zu.

„Da! Sie können gehen."

Minna eilte hinaus. Gleich darauf trat Frau Jung wieder ein, sie schwitzte förmlich vor Neugier; aber der Rechtsanwalt ließ sich auf kein Gespräch mit ihr ein. Er dankte für die Erlaubnis, mit Minna zu sprechen, empfahl sich rasch und ging.

— — — — — — — — — — — — —

Frau Kanzleirat Bornemann befand sich mit „ihren Kindern", wie sie seit gestern abend dreimal in jeder Minute sagte, schon seit drei Uhr in ihrem Salon und wartete auf den Besuch des Rechtsanwalts. Die jungen Leute saßen nebeneinander auf dem Sofa, hielten sich an den Händen, sprachen wenig, hatten aber verklärte Mienen. Das beseligende Gefühl des Zusammenseins hatte in ihnen die Unruhe verdrängt. Die alte Dame aber wanderte hin und her wie eine Wölfin in ihrem Käfig. Ihr war gar nicht wohl zu Mute. Wie die Ahnung eines Unheils lag es auf ihr. Wenn er nur schon gekommen wäre, dieser Herr Rechtsanwalt! Die Minuten schlichen einen marternden Schneckengang bei diesem Warten. Endlich klingelte es draußen. Rike, die zur Feier des Tages das Stubenmädchenhäubchen auf dem ergrauenden Scheitel trug, erschien in der Thür und meldete mit vor Aufregung erlöschender Stimme: „Herr v. Radewitz!"

Die jungen Leute standen auf, Frau Bornemann nahm eine möglichst weltdamenhafte Pose ein, dann

erschien der Erwartete in der Thür. Blondchen sah sofort, daß er völlig dem Bilde entsprach, das sie sich von dem Vater ihres Friedrich gemacht hatte. Der Mann, der da eintrat, war hoch gewachsen, wie ihr Geliebter, nur nicht ganz so schlank. Bis auf den kühlen Ernst in den Zügen war sein Gesicht dem des Sohnes sprechend ähnlich.

„Ihr Diener, meine Damen. Guten Tag, Fritz."

„Herr v. Radewitz —" begann Frau Bornemann mit vor Rührung zitternder Stimme.

Der Angeredete fiel ihr aber ins Wort. „Entschuldigen Sie, Frau Kanzleirat, wenn ich zuerst einige Worte zu sagen wünsche. Nein, ich danke für den Stuhl, das läßt sich im Stehen abmachen. — Lieber Fritz, ich freue mich, aus der persönlichen Bekanntschaft mit dem Fräulein die Ueberzeugung zu gewinnen, daß du in dieser Geschichte wenigstens guten Geschmack bewiesen hast, wenn auch — recht wenig Verstand."

Frau Bornemann erstarrte förmlich, als sie diese Worte hörte. Blondchen zitterte an allen Gliedern. Friedrich v. Radewitz trat einen Schritt zurück, so daß er wieder neben dem jungen Mädchen stand, und rief: „Vater!"

Es klang wie eine Drohung. Aber der Rechtsanwalt erwiderte kühl: „Ruhig Blut, mein Sohn. Ich werde dir das beweisen. Ich habe nämlich heute aus deiner Darstellung, trotz der tendenziösen Farbe, die du ihr natürlich gegeben hast, den Eindruck gewonnen, daß es bei dieser merkwürdigen Geschichte nicht so ganz zweifelsohne zugegangen ist. Ich suchte also Minna Steinke auf, die in der Sache ja eine wichtige Rolle spielte. Nachdem ich ihre Hoffnungen auf die Freigebigkeit ihrer Auftraggeberin durch bar auf den Tisch gelegte reale Werte aufgewogen hatte, machte die Person

auch wirklich den Mund auf und erzählte recht erbaulich —"

„Lüge!" schrie die alte Frau wütend auf. „Alles Lüge — infame Lüge!"

„Dann verklagen Sie das Mädchen wegen Beleidigung," antwortete der Rechtsanwalt eisigen Tones. „Nur wird Ihr Dienstmädchen dann als Zeugin vernommen werden."

Er wandte sich wieder zu seinem Sohne.

„Sie erzählte mir, was ich hier aufgeschrieben und von ihr habe unterzeichnen lassen. Höre gut zu, Fritz."

Während der alte Herr vorlas, irrten Blondchens Augen von einem zum anderen. War es denn wirklich wahr, was dieser schreckliche Mann aus seinem Taschenbuch las? Es mußte wohl. Ihre Mutter war ja wie gebrochen in einen Armstuhl gefallen und schien einer Ohnmacht nahe. O, welches schändliche Spiel! — Und was sagte er dazu, er, Fritz? Sie war ja rein von allem dem. Wenn er nur glaubte an sie, noch glauben konnte, dann war alles gut.

Zaghaft sah sie in das Gesicht des Geliebten, suchte sie seine Augen mit ihrem Blick. Aber der Ausdruck dieses Gesichts — tödliche Verlegenheit, verbunden mit bitterem Hohn sprach aus ihm. Keine Liebe mehr — kein Glaube. Friedrichs Augen wichen den ihren aus.

Da war es der Armen, als erstarrte ihr das Herz im Leibe zu Eis. Aber zugleich fiel alle Furcht, alle Befangenheit von ihr ab. Stolz und fest richtete sie sich auf, als der Rechtsanwalt geendet hatte, und sagte mit klarer Stimme: „Fritz, glaubst du mir, daß ich rein bin von allen diesen Dingen?"

Der junge Mann schwieg. Mit zusammengekniffenen Lippen stand er da, zupfte nervös an seinem Schnurrbarte und starrte zu Boden.

Blondchen wartete einen Herzschlag lang. Dann sprach sie weiter, ruhig und kalt: „Du schweigst. Dieses Schweigen hebt alles auf, was wir gestern und heute uns sagten. — Herr v. Radewitz, ich gebe Ihrem Herrn Sohn sein Wort zurück. Und nun bitte ich die Herren, sich zu entfernen. Meiner Mutter ist unwohl geworden."

Sie kniete neben der alten Frau nieder und begann ihr die Kleidung zu lockern, als ob niemand mehr im Zimmer wäre.

Der Rechtsanwalt warf einen erstaunten Blick auf das junge Mädchen, faßte seinen Sohn, der wie gelähmt dastand, am Arme und zog ihn aus dem Zimmer.

6.

Sieben Jahre später wurde in Berlin ein neues Kaufhaus eröffnet. Am Tage vorher veranstalteten die Besitzer eine sogenannte Beleuchtungsprobe für die Vertreter der Presse.

Der ganze, weite Raum war von weißem elektrischen Licht überflutet. Waren aller Art waren lockend ausgelegt, die Verkäuferinnen standen hinter ihren Tischen — nur die Käufer fehlten. Bloß etwa dreißig Herren, denen das gewisse unaussprechliche Etwas anhaftete, das den Zeitungsschreiber, den großen wie den kleinen, dem kundigen Blicke kenntlich macht, gingen mit kritischen Mienen zwischen den Verkaufstischen und den Warenstapeln herum. Es waren die Berichterstatter, welche die eingeladenen Blätter zu der Beleuchtungsprobe geschickt hatten.

Zwei von ihnen, ein kleiner Buckliger mit blassem Gesicht und scharfen Zügen und ein hochgewachsener schlanker Mann mit düsterer Miene, machten den Rundgang gemeinsam. Um die Ausstattung des Hauses und um die zur Schau stehenden Waren kümmerten sie

sich wenig. Sie musterten dafür die Verkäuferinnen und machten sich gegenseitig auf hübsche Gesichter aufmerksam.

In der Abteilung für Damenhüte zupfte der Kleine auf einmal seinen Genossen am Aermel. „Sehen Sie,“ flüsterte er aufgeregt, „die Blonde dort! Eine Schönheit! Wenn ich so ein langer, hübscher Bengel wäre wie Sie —“

Der andere zuckte zusammen, als er einen Blick auf die blonde Schönheit hinter dem Ladentisch geworfen hatte. Einen Augenblick war's, als wolle er davonlaufen. Als er aber sah, daß die Dame mit großen, fragenden Augen zu ihm herüberblickte, ließ er den Arm des Gefährten los und trat entschlossen auf den Verkaufstisch zu.

„Fräulein Bornemann, nicht wahr?“

„Also doch Sie, Herr Doktor!“ rief sie erstaunt. „Ich wunderte mich schon lange, nichts von Ihnen oder über Sie zu lesen. Wie kommen Sie denn hierher? Sind Sie denn —“

Er nickte mit bitterem Lächeln. „Jawohl, ich bin als Berichterstatter hier bei der Beleuchtungsprobe eines reklamelüsternen Krämers! Das machen die großen Journalisten nicht gern selbst, da schicken sie uns, die Reporter. So weit hab' ich's gebracht. — Ihnen geht es gut, mein Fräulein?“

Blondchen nickte. „Ich bin Directrice dieser Abteilung. Aber Sie — ich möchte so gern — können Sie mich erwarten, wenn die Sache hier vorüber ist?“

Er machte eine unschlüssige Bewegung, fast wie eine Bewegung des Schreckens sah es aus.

Das Mädchen bemerkte sie und fragte: „Sie müssen wohl gleich in die Redaktion?“

„Ich? — Nein. Natürlich erwarte ich Sie. Ich

wollte Sie eben selbst darum bitten. Wenn man sich nach so langer Zeit wieder sieht und sich so nahe gestanden hat — also auf Wiedersehen nachher!"

Er drückte ihr die Hand und ging dann mit so langen Schritten davon, daß die junge Dame ihm erstaunt nachsah.

Immer in demselben eiligen Schritt durchstöberte er das ganze Haus, bis er seinen Buckligen wieder zu Gesicht bekam. Dann stürzte er auf ihn zu und packte ihn mit einem wahren Geiergriff am Arm.

„Lehmann!" raunte er ihm zu, heiser vor Aufregung. „Pumpen Sie mir einen Thaler!"

„Au!" ächzte der Kleine. „Lassen Sie los! — 'n Thaler? Warum nicht gleich zwanzig Mark? Ich habe keinen Pfennig."

„Lehmann, Sie müssen! Sie haben immer Geld."

„Bevor ich mit Ihnen beisammen war," ergänzte der Bucklige sarkastisch. „Dann haben Sie's. Und wiederkriegen is nich."

„Lehmann, machen Sie keine Scherze, nur diesmal nicht! Geben Sie mir den Thaler — die Dame war einmal meine Braut!"

Der Bucklige lachte spöttisch.

„Lachen Sie nicht so dumm, Mensch!" brauste Radewitz auf. „Das war keine Brautschaft für Tanzboden und Kneipe. Nein, regelrecht. Ging auseinander durch meine Schuld. Und ich bin an der Geschichte zu Grunde gegangen."

Der Kleine sah den Langen unsicher an. „Dann sollen Sie den Thaler haben. — Aber auf Ehrenwort: ich habe selber nur vier Mark zwanzig. Mit denen wollte ich heute abend Skat spielen und einen Dickthaler gewinnen."

Radewitz steckte das Silberstück, das der Bucklige

ihm zögernd reichte, zu sich und lief davon. Dem Portal des Warenhauses gegenüber war eine Haltestelle der Pferdebahn. Dort pflanzte er sich auf und starrte hinüber nach der Pforte, durch die Blondchen herauskommen mußte.

Er stand über eine halbe Stunde so, ehe sie kam. Sowie ihre mittelgroße und doch durch ihr harmonisches Ebenmaß zierlich wirkende Gestalt sichtbar wurde, war er schon an ihrer Seite und bot ihr den Arm.

„Bei diesem schneidenden Wind können wir aber unmöglich in den Straßen herumschleichen,“ sagte er. „Wir gehen in eine Konditorei.“

Blondchen war einverstanden, und die beiden gingen ziemlich schweigsam die Straße hinab, bis sie an eine der zahllosen Konditoreien des Berliner Geschäftsviertels kamen. Sie traten ein, wählten einen ungestörten Eckplatz aus, und Radewitz bestellte Kaffee.

„Und nun erzählen Sie,“ sagte Blondchen.

„Erst Sie! Die Damen haben den Vortritt.“

„Das ist bald erzählt. Mama wurde damals sehr krank. Ich pflegte sie, bis sie gesund war, und ging dann in ein Geschäft, das mein Vormund mir auswählte. Ich kam rasch vorwärts. Jetzt bin ich Directrice. Die Stellung ist gut bezahlt, weil sehr viel auf meine Ideen ankommt. Ich wohne immer noch mit Mama zusammen, auch Rike ist noch bei uns. Nur die Wohnung haben wir gewechselt, wir wollten nicht mehr vermieten.“

„Mit mir ging es bunter zu,“ nahm Radewitz das Wort. „Ich trieb es toll nach — nach damals. Und nach dem Tode meiner Eltern noch toller.“

„Ihr Vater ist tot?“ rief Blondchen erstaunt.

„Meine Mutter auch. Er verunglückte zwei Jahre später auf einer Hörnerschlittenfahrt im Riesengebirge,

drei Monate später starb meine Mutter an den Folgen des Schreckens. Das Vermögen war viel geringer, als man bei dem großen Einkommen meines Vaters vermutet hatte. Etwas über hunderttausend Mark. Die habe ich verjubelt."

Blondchen hob entsetzt die weißen Hände. „In vier Jahren?!"

„In zweien. Das geht schnell, wenn man sich eine elegante Junggesellenwohnung hält, die Schmarotzer mit Sekt tränkt — — — und so weiter. Mit den letzten zwanzigtausend fährt man dann gewöhnlich nach Monaco und wird dort den schäbigen Rest auch noch los. So hab' ich's gemacht."

„Schrecklich!" seufzte das Mädchen. „Aber Ihre Schriftstellerei? Warum wurde aus der nichts?"

Radewitz lächelte trübe. „Mit dem Gemüt? Ich hatte nicht Ruh' noch Rast. Es war eine Dummheit damals, daß ich mich überrumpeln ließ, als mein alter Herr nach echter Juristenart mit dem Protokoll anrückte. Aber die Ohrfeige war für meine Eitelkeit zu schwer. Ich hatte mich einfangen lassen von einer alten Frau. Den anderen Tag schon war ich überzeugt, daß du — daß Sie an der Geschichte unschuldig waren. Da hätte ich gerne zurückgewollt, aber —"

Käthe atmete schwer.

„So hab' ich denn versucht, meinen Schmerz und Zorn durch tolles Drauflosleben zu betäuben," fuhr Radewitz fort. „Das half, solang ich mich in Saus und Braus befand. Sowie ich es aber stiller werden ließ um mich her, sobald ich mich sammeln wollte, waren die alten Geschichten und der alte Schmerz wieder da. Wie aber soll einer schriftstellern, wenn die Stille und die Einsamkeit seine Feinde sind? — So wurde nichts Rechtes aus mir. Feuilletons, Skizzen und so weiter

gelangen — aber nichts Großes, nichts Ganzes. Meine Freunde schimpften, und ich war taub. Ich wurde Reporter." Er lachte sonderbar auf. Dann sagte er: „So! Die Beichte war ich Ihnen schuldig. Diese Stunde meiner Demütigung heute ist die Sühne für die Beleidigung vor sechs Jahren. Und nun gehen wir!"

Käthe sah ihn an mit einem großen, stillen Blick.

„Gehen wir," stimmte sie zu.

Auf der Straße schmiegte sie sich eng an seinen Arm. „Weißt du, wohin wir gehen?"

„Nun?"

„Zu meiner Mutter."

Er machte eine Bewegung der Ueberraschung. „Was soll ich bei ihr?"

Ein wenig schalkhaft fragte sie zurück: „Hörst du nicht, daß ich wieder du sage?"

Er zuckte zusammen, blieb stehen, sah ihr scharf ins Gesicht und rief erschüttert: „Käthe! Blondchen! Nein, nein, das kann nicht sein. Du, die aus eigener Kraft etwas geworden ist, und ich, ein Wrack, eine Ruine, ein Heruntergekommener durch eigene Schuld! — Heute wär's wirklich eine Mißheirat."

Käthe schüttelte energisch den Kopf. „Gar nicht. Heute bin ich klüger geworden. Wo Liebe ist, da sind zwei, die zusammengehören. Und dann: du sagst, durch deine Schuld sei dir's so ergangen? — Fritz, auch durch meine. Ich hätte damals nicht so schroff und stolz sein dürfen, hätte bedenken müssen, daß der Schein gegen mich sprach, daß du in gekränkter Liebe dich von mir wandtest. Die Frau muß die Liebe behüten, wenn ihr Gefahr droht. Das verstand ich nicht. Ich war noch zu dumm. Was weiter kam, kam doch nur, weil ich dir fehlte. Und so war alles, was du dir vorwirfst, auch meine Schuld."

„Du Engel! Aber was hilft das?"

„Wir heiraten jetzt," sagte sie ruhig. „Verlobt sind wir lange genug. Mama hat etwas Geld erspart, zwölfhundert Thaler. Das ist meine Aussteuer. Aber wir kaufen keine Fähnchen und Möbel dafür, sondern gehen nach Italien damit in einen einsamen, billigen Winkel. Da reichen wir ein Jahr damit, und da schreibst du. Ich glaube an dein Talent. Wenn du erst zur inneren Ruhe kommst, wird das nur so hervorsprudeln aus deinem Geiste und deinem Gemüt."

„Ein schöner Traum!" sagte er wehmütig. „Vielleicht würde er sich auch erfüllen, wenn deine Mutter nicht wäre. Aber die —"

„Meine Mutter ist heute eine andere als damals, Liebster."

— — — — — — — — — — — —

Das sind nun wieder drei Jahre her. Doktor Friedrich v. Radewitz ist ein angesehener Romanschriftsteller geworden und lebt mit seiner schönen Frau in Berlin. Käthe hat recht behalten. Nur vielleicht in einem Punkte nicht. Als sie nämlich an jenem Abende, an dem der alte Bund erneuert wurde, behauptete, ihre Mutter sei eine andere geworden, hat sie sich geirrt. Frau Bornemann ist heute noch die nämliche, die sie immer war.

Das kann die alte Rike bezeugen. So oft ihre Herrin mit ihr von dem Glück der Kinder spricht, schließt sie mit den Worten: „Und daß damals die Verlobung zurückging — daran war nur die dämliche Minna mit ihrem Geschwätz schuld. Ich bleibe dabei, die beiden wären niemals zusammengekommen, wenn ich das mit der Wohnung nicht so fein eingefädelt hätte Ja, ja, liebe Rike, der liebe Herrgott läßt das Korn wachsen, aber der Bauer muß ackern, ja."



Der Leipziger Christmarkt.

Eine Weihnachtsbetrachtung von Th. Seelmann.



Mit 7 Illustrationen. **(Nachdruck verboten.)**

„Mei Leipzig low' ich mir!" Diese Aeußerung der Befriedigung und des Stolzes des eingesessenen Leipzigers, die fast zu einem geflügelten Wort geworden ist, wird ein jeder verstehen und würdigen lernen, der einmal die Straßen und Plätze der alten sächsischen Handelsmetropole durchwandert hat. Ein Gang hinab in das Gewandhausviertel, wo sich außer dem Gewandhaus selbst die prachtvollen Bauten der Universitätsbibliothek und des Reichsgerichts erheben, oder in das benachbarte, um die Tauchnitzstraße gruppierte Villenviertel mit seinen vom feinsten Geschmack zeugenden Ruhesitzen der oberen Zehntausend, eine Stunde in der Mittagszeit auf der Grimmaschen Straße, wo sich die goldene Jugend ergeht, beweisen, daß Leipzig eine Großstadt ist, die mit einer jeden anderen den Vergleich aushält. Leipzig ist Großstadt, und doch haben sich seine Bewohner von den Schlacken des Großstadtwesens freizuhalten und eine gemütvolle Innerlichkeit zu bewahren gewußt. Diese Eigenart ihres Denkens und Fühlens giebt sich bei den

verschiedenen Gelegenheiten immer von neuem, am meisten aber dann kund, wenn die Tage des Weihnachts-



Zappelmänner! Zappelmänner!

festes nahen, wenn der Christmarkt groß und klein seine lockenden Schätze darbietet.

Der Leipziger Christmarkt ist eine Art Volksfest.

Nicht nur die minder Bemittelten zieht es unwiderstehlich in Scharen zu ihm hin, sondern auch der Wohlhabende und Reiche versäumt es nicht, seinen Weg durch die dichtgedrängten Budenreihen zu nehmen. Alle Stände sind hier vereint, und kaum irgendwo läßt sich der Charakter der Leipziger Bevölkerung in seiner Liebenswürdigkeit, seiner frischen Natürlichkeit und seiner wohlthuenden Schlichtheit besser beobachten als bei dem Leben und Treiben auf dem Christmarkt. Seinen Mittelpunkt hat der Christmarkt auf dem altehrwürdigen Marktplatz. Häuser von hundertjährigen geschichtlichen Erinnerungen blicken auf ihn herab. Dort das altersgraue Rathaus mit seinen Bühnengewölben, ihm gegenüber das „Königshaus“, das die üppigen Meßfeste August des Starken sah, das in seinen Mauern den Zar Peter den Großen, den eisenköpfigen Schwedenkönig Karl XII. und Friedrich den Großen beherbergte, und drüben auf der nördlichen Seite die „Ratswage“, in dem sich vordem die Ratsherren, Professoren der Universität und die Kaufherren zu einem guten Trunk und zu fröhlicher Zwiesprach' zusammenfanden. Und dort hinten ragt das gewaltige, von Siemering geschaffene Siegesdenkmal auf, gekrönt von der Germania, zwar ein Zeichen der neuen Zeit, aber doch in vollendeter Harmonie mit dem Alten.

Wie freudiges Aufleuchten huscht es über die Fronten der erinnerungsreichen Häuser, die schon so oftmals dem fröhlichen Getümmel zu ihren Füßen zuschauten, wenn mit der Abenddämmerung die zahllosen Lampen der langen Budenreihen angezündet werden. Wie das hier schiebt und drängt, Männlein und Weiblein, alt und jung, hoch und niedrig, und lacht und plaudert und wählt, feilscht und kauft! Aber nicht nur die Buden breiten ihren bunten Inhalt aus. Leipzig ist das



Kleine Geschenke.

Paradies der fliegenden Händler. Hat man doch scherzweise gesagt, man könne in einem Restaurant nicht zwei Minuten ruhig eine Zeitung lesen, ohne von einem dieser Allerweltshändler gestört zu werden. Und so sind sie denn auch auf dem Christmarkt vollzählig erschienen, Männer, Frauen, Jungen. „Zappelmänner! Zappelmänner!“ schallt es hier und schallt es dort. Ja, die Zappelmänner. Es sind wunderbare Kerlchen mit ihren roten, blauen und gelben Röckchen, und Arme und Beine werfen sie, als wollten sie gerade dadurch beweisen, daß sie nicht von Pappe sind. Tausenderlei Gegenstände, die sich zu kleinen Geschenken eignen, halten die fliegenden Christmarkthändler feil. Von den Hosenträgern, die „Sie werklich nich zerreißen, mei gutes Herrchen“, bis herab zu der Apfelsine, die „Sie so sieß schmeckt wie ä Stickchen Zucker“, alles kann man von ihnen beziehen.

Freilich noch größer ist die Auswahl in den Verkaufsbuden. Nur Leipziger Geschäftsleute haben das Recht, in den Buden ihre Waren feilzubieten. In gewisser Hinsicht stellt daher der Christmarkt eine kleine Sonderausstellung des Leipziger Handels und des sächsischen Gewerbefleißes dar. Was giebt es da nicht alles! Leder- und Bijouteriewaren, Messer, Töpfe, Eimer, sowie alle sonstigen Haus- und Küchengeräte, Tücher, Umhänge, Kleiderstoffe, Leinwand, Schürzen, Schuhwerk und Spielwaren aller Art und zu jedem Preise. Hier vor den Spielwarenbuden staut sich das wimmelnde Kindervolk. O, dieser Reichtum, diese Fülle! Wagen, Pferde, Jagden, Schäfereien, Dampfmaschinen, Kasperletheater, Unterhaltungsspiele, Soldaten aus aller Herren Länder, marschierende, stürmende, schießende, reitende, dazu Kanonen und Panzerschiffe, ferner Kaufläden, Küchen, Kochherde und Puppen, ja, Puppen! Ganze

Galerien stehen da, von dem dürftigen, zerbrechlichen Dinge in dem dünnen blauen Mullkleidchen, dem Dienstmädchen, der Bäuerin bis hinauf zu der Braut mit



Warme, weeche Brezeln — warme weeche!

dem goldigen Lockenhaar, dem grünen Myrtenkranze und dem weißen Seidenkleid; von dem fingerlangen Badeengel bis zum säuglingsgroßen Baby.

Wenn dir doch das alles zusammen der Weihnachtsmann brächte! denkt das Kinderherz. Leider ist der

Weihnachtsmann, so gut er ist, abhängig von den Eltern, und nicht ein jeder ist in der Lage, einige Zwanzigmarkstücke und mehr auf die Einkäufe zu verwenden.

Aber auch für diese ist gesorgt. Ueberall, wo noch ein Plätzchen frei ist, zwischen den Buden, ist ein kleiner Stand aufgeschlagen oder ein Tisch hingesetzt; eine Winkelindustrie im wahren Sinne des Wortes tritt uns hier entgegen, deren Verfertiger und Verkäufer Knaben und Mädchen sind. Wochenlang vorher haben die Kleinen daheim geschafft und gearbeitet, um die Waren herzustellen und durch ihren Verkauf einen kleinen Verdienst für die freudenreiche Weihnachtszeit zu erübrigen. Es sind keine Herrlichkeiten, die sie feilhalten, aber gerade ihre Unbedeutendheit erweckt in dem Beschauer eine leise Rührung und ein teilnahmsvolles Mitgefühl.

Da steht der „Pflaumentoffel", ein Gebild aus Backpflaumen, die auf Hölzchen gesteckt sind und ganz niedlich den schwarzen Mann der Kinderwelt, den vielverspotteten Schornsteinfeger, verkörpern. Gegen diesen wohlschmeckenden Dunkelmann sticht um so mehr ab das schneeweiße, aus Watte geformte Lämmchen, das das Lamm Gottes vorstellen soll. Für ganze fünf Pfennig kann man sein glücklicher Besitzer werden. Sogar zu Kunstgärtnern haben sich die fleißigen Kleinindustriellen aufgeschwungen. Dort das kleine, trippelnde Mädchen mit den großen, unschuldig in die Welt schauenden Augen hat auf ihrem Tischchen eine ganze Sammlung von Blumenstöckchen aufgebaut: rote und weiße Rosen, blaue und gelbe Hyazinthen, stolze Tulpen und zerfranste Astern; alles aus Seidenpapier angefertigt, in ein mit Sand angefülltes Töpfchen gesteckt und mit grünem Blattwerk umwunden.

Doch hiermit ist die Industrie der kleinen Welt noch nicht erschöpft. Da giebt es selbstgeflochtene Buchzeichen,



Ein Schaufenster.

bestickte Pantöffelchen aus Silberpapier für die Uhr, Körbchen für Stecknadeln, Tintenwischer aus farbigem

Tuch und Christbaumschmuck aller Art, silberne und goldene Sterne, rote und blaue Guirlanden und Ketten, Bälle, Tütchen und vergoldete Tannenzapfen. Möge das Glück mit euch sein, ihr kleinen Verkäufer! Mögen die Nickel in euren Taschen klimpern und lasten, wenn ihr am Schluß des Christmarktes in später Stunde des Heiligen Abends heimeilt, dem Weihnachtsfest entgegen, das ja auch von euch mit erwartungsvoller Freude herbeigesehnt wird!

Aber was sind dort die schlanken Gestelle, die mit grünen Papierstreifen umwunden sind und auf ihrem Scheitel eine Sonne aus schiefgestellten Pappstrahlen tragen? Weihnachtspyramiden nennt sie der Volksmund. Sie sollen einen billigen Ersatz bieten für den Tannenbaum. Im Voigtland und Erzgebirge werden sie hauptsächlich angefertigt, aber auch in Leipzig selbst entstehen sie in den Mußestunden von Zimmerleuten, Dachdeckern und Tischlern. Man behängt sie mit Zuckerwerk, Aepfeln und Nüssen, stellt auf dem Boden eine Schäferei oder eine Krippe mit dem Christkindlein auf und besteckt sie mit Lichtern, die, wenn sie angezündet sind, die Sonne sich lustig im Kreise drehen lassen.

Zum Weihnachtsfest gehört Pfefferkuchen. Auch er ist in allen möglichen Abarten auf dem Leipziger Christmarkt vertreten. Wer die zahlreichen Buden sieht, die ausschließlich Pfefferkuchen verkaufen, wird zweifellos den Appetit und die Verdauungskraft der Leipziger bewundern. Man hat unter den verschiedenen Pfefferkuchen die Wahl: ganz einfache Pfefferkuchentafeln, Pfefferkuchen mit Mandelherzen, Makronenkuchen, Pflastersteine, Nürnberger Leckerli, Liegnitzer Bomben, kurz alle Schöpfungen des erfinderischen Pfefferküchlers stehen dem Käufer zur Verfügung. Doch auch an echtem Königsberger Marzipan, das natürlich in Leipzig her-



Christbaummarkt auf dem Augustusplatz.

gestellt ist, ist kein Mangel. Und daneben liegen ganze Berge von „Pfennigstückchen“, jenem vielfach geformten und bunt gefärbten Backwerk, das recht wohlfeil ist und den Christbaum so hübsch voll macht.

Aber das Wandern durch die langen Budenreihen macht hungrig. Da ertönt dann zur rechten Zeit eine schnarrende, einladende Stimme: „Warme, weeche Brezeln — warme weeche!“ Eine der alten Brezelfrauen ist es, die in Sturm und Wetter den Christmarkt abgehen und zu jeder Tageszeit mit überzeugender Treuherzigkeit versichern, daß ihre Brezeln „warm un weech sein“. Butterbrezeln, Kümmelbrezeln, Mohnbrezeln kann man nach Belieben kaufen. Wer denkt daran, wenn er an einem der Dinger knabbert, daß es ein uraltes Festgebäck ist, das das Sonnenrad versinnbildlicht und das unsere germanischen Vorvordern um die Weihnachtszeit bereiteten, zu jener Zeit, wo die Sonne wieder höher zu steigen beginnt.

Wie der Christmarkt selbst, so haben sich auch die Geschäfte der anliegenden Straßen bemüht, in ihren Schaufenstern dem Charakter des Weihnachtsfestes gerecht zu werden. In dem einen ist eine Dekoration aufgebaut, welche die Ankunft der drei Könige aus dem Morgenlande und ihre Anbetung vor dem Jesusknäblein darstellt, in dem anderen wandern Hänsel und Gretel nach dem Pfefferkuchenhäuschen der alten Hexe, und in dem dritten erscheint gar der Weihnachtsmann, um den erwartungsvollen Kleinen seine Gaben zu bescheren. Nicht nur die Kinderschar locken diese Schaustellungen an, sondern auch die Erwachsenen bleiben gern vor ihnen stehen, sich zurückversetzend in jene goldene Zeit, wo auch sie jung und kindlich waren.

Nur eine kurze Strecke entfernt vom Marktplatz, auf dem herrlichen Augustusplatz, hat der Christbaumhandel



Weihnachtsstollen.

seinen Sitz. Vom Erzgebirge, vom Harz, von Thüringen kommen lange Züge von Tannen, um von den Großhändlern an die Kleinhändler zu Schocken und Mandeln weiter verkauft zu werden. Für den Einzelverkauf sind die harzduftenden Nadelbäume auf Fußgestellen in endlosen Reihen aufgestellt. Aber nicht ein jeder Baum ist so gewachsen, wie es gewünscht wird. Da heißt es denn, mit Umsicht hie und da einen Zweig einsetzen, dort und hier ein Stück kürzen oder einen Ast herausnehmen, bis der Baum eine wohlgefällige Form aufweist. Zu jener Zeit gleicht der Augustusplatz einem weiten Nadelwald, dessen eigenartige Umrahmung die Monumentalbauten des Museums, der Universität und des Neuen Theaters bilden.

Je näher das Weihnachtsfest rückt, desto mehr wachsen die Besorgungen und Geschäfte der Hausfrau. Denn nicht nur alle die Einkäufe wollen auf dem Christmarkt ausgeführt sein, auch die „Stollen" sollen gebacken sein, und es ist gar nicht so leicht, eine schmackhafte Stolle zu backen. Da müssen Rosinen verlesen, Mandeln geschält, Zitronat geschnitten werden, Hefe, Zucker, Milch und Mehl müssen sorgfältig im richtigen Verhältnis abgemessen werden — und am Ende ist trotzdem der Teig nicht richtig gegangen, oder der abscheuliche Bäcker hat den Ofen zu viel oder zu wenig geheizt. Nun, ein kleines Malheur kann einem jeden passieren, und am ehesten beim Backen. Aber ein solches Mißgeschick bildet doch immer nur eine Ausnahme. Sind die Stollen geraten, dann ist die Freude um so größer, und Dienstmädchen und Bäckerjunge können gar nicht früh genug mit dem duftenden Gebäck eintreffen.

Aber noch fehlt der Festbraten. Zur Zeit des Christmarktes steht Leipzig unter dem Zeichen der Gans. Eine gute Gans ist eine gute Gabe Gottes. Aber wenn



Die Weihnachtsgänse.

sie nur nicht so teuer wäre! Denn sie soll schwer sein und fett, aber nicht zu fett und namentlich nicht zu kostspielig. Da muß man dann die Augen aufzuthun und den passenden Martinsvogel herauszufinden wissen.

„Heeren Se, mei Freindchen,“ sagt dann wohl die Hausfrau zu dem Verkäufer, „das is Sie abber zu dheier fer so änne Gans.“

„Nee, das is Sie gar nich zu dheier,“ lautet die Antwort, „mei gutes Frauchen. Finf Mark fer so änne Gans, das is schone sehre billig. Da giebt es kee Gefizze nich.“

Handeln und Bieten machen Kaufleute, und so wandert denn schließlich die Gans in den Marktkorb der Hausfrau.

Endlich ist das Weihnachtsfest genaht. Ein Singen und Klingen geht durch die Luft, in großen Flocken fällt leise der Schnee, hie und da werden die Kerzen des Christbaumes angezündet, und nach langem Harren öffnet sich die Thür zum Wohnzimmer oder zur guten Stube oder zum Salon, und die verheißungsvollen Worte erschallen: „Der Weihnachtsmann hat beschert!“





Die Rekognoszierung.

Humoreske aus dem Feldzuge von 1866.

Von M. Roda-Roda.



Das Bauerngehöft lag noch in tiefster Finsternis. Die Uhr in der dumpfen Stube schlug zwei Stunden nach Mitternacht. Um halb Drei sollte die Compagnie abmarschieren. Signal geblasen wurde natürlich nicht, man war ja in Feindesnähe. Es ging bloß der Korporal vom Dienst zuerst in den Viehstall, wo der zweite Zug einquartiert war, und rief: „Hört's, Burschen! Es ist Tagwach'!"

Er mußte nicht einmal sehr laut rufen. Die meisten waren ohnehin schon auf. Je müder der Mensch ist, desto weniger Schlaf hat er.

Die im Viehstall klaubten sich also aus dem Stroh zusammen, räkelten sich und wischten sich die Montur so obenhin mit der Hand rein von dem Stroh. In diesem Viehstall und immer auf demselben Stroh hatte ja nun schon zum achtenmal eine Einquartierung geschlafen, jede Nacht eine andere, wie sich die Truppen nordwärts konzentrierten. Davon war das Stroh so klein gebrochen und mürbe, daß es an der Montur haften blieb.

Der Korporal weckte in der Scheune noch den ersten und den dritten Zug auf. Um den vierten brauchte er nicht zu sorgen, der kampierte im Garten und hatte sicherlich schon das Reißen in allen Gliedern vom Nebel und Tau.

Dann kletterte der Korporal die Leiter zum Boden hinauf. Dort schliefen die drei Herren Offiziere, der Herr Dienstführende, der Herr Manipulierende, der Herr Kadett-Korporal, und — die „Herren" Offiziersdiener. Allerwärts schmuggeln sich ja die Diener in die Vorrechte ihrer Herren ein.

Eine kleine Viertelstunde später war schon alles parat. Aber der Nebel — der Nebel!

Der Herr Hauptmann nahm die Meldungen entgegen und kommandierte dann: „Habt acht!" — so ernst, wie er das nicht mehr gethan, seit man die Garnison Peterwardein verlassen hatte. Da merkten alle, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe.

„Burschen," sagte er, „heut führ' ich die meisten von euch zum erstenmal vor 'n Feind. Nehmt's euch zusamm', macht es den Kapitulanten nach, die mit mir schon bei Magenta und Solferino waren. Zeigt's den Preußen, was ihr könnt. — Das gilt auch von Ihnen, Herr Leutnant."

Darüber errötete der Herr Leutnant. Kein Wunder, wenn man als neuausgemusterter Neustädter Kadett so mit den Rekruten in einem Atem genannt wird.

Der Kadett-Korporal biß sich auf die Lippen.

Dann ging's hinaus aus dem kleinen Gehöft.

In diesem Augenblicke hörte man ganz weit — weit zwei Schüsse.

Der Herr Hauptmann fragte einen vom Adjutantencorps, der vorbeiritt, und bekam zur Antwort: „Ja — es geht los — — wahrscheinlich bei Chlum."

Sie marschierten zwei Stunden und rasteten dann mit den Tornistern auf dem Rücken drei Stunden. Die Sonne stand nun ziemlich hoch wie ein silberner Teller am Himmel, aber immer noch Nebel überall. Wie unheimlich das war! Kanonengrollen auf allen Seiten, und keiner wußte, von wo und wohin. Dragoner, Artilleristen, Jäger, Husaren, Ulanen, Infanterie, Generale, Ordonnanzen, Adjutanten — alle sah man grau auftauchen, im Näherkommen Farbe gewinnen und wieder verschwinden.

Dann hieß es auf einmal: „Habt — acht! Compagnie marsch!"

Drei geschlagene Stunden und in was für einem Tempo!

Um halb zwei Uhr nachmittags kam ein Reiter und meldete irgend etwas.

Der Herr Hauptmann sah sich um und rief: „Korporal Enzinger mit zwei Mann! Suchen S' sich die Leut' selber aus. Zwei g'schickte ältere Leut'. Gehn S' da in das Buschwerk hinein — sehn S' dorten die zwei kleinen Fichten? Dort gehn S' hinein in das Buschwerk, rekognoszieren's gut durch und kommen S' mir melden."

Korporal Enzinger war ein syrmischer Schwab'*) aus Ruma gebürtig und hatte zwei Landsleute in der Compagnie. Die rief er sich — ein wenig familiär — heraus: „Geh her do, hörst es, Pfirter, un du a, Jakob."

Dieser Jakob hieß mit dem Zunamen Bader.

Der Herr Hauptmann hätte dem Enzinger gern jetzt

*) Syrmien ist eine slavonische Landschaft, an Serbien grenzend, vielfach von früher eingewanderten Deutschen bewohnt.

was erzählt über diese lässige Art zu befehlen. Dann aber dachte er sich: „Lassen wir's für heute. Wer weiß, ob wir ...“

Ehe noch der Gedanke gedacht war, dröhnten ganz nahe Kartätschenlagen. Man hörte es deutlich am Brausen, daß es Kartätschen waren. Und dann entwickelte sich ein Gewehrfeuer, als würde ein Sack Erbsen auf ein Blech geschüttet.

Korporal Enzinger aber ging mit den zwei Gemeinen — zuerst ein wenig zaghaft, das Gewehr angriffsbereit — auf die Fichten los, deren Silhouette im Nebel ein prächtiges Direktionsobjekt abgab.

„Paßt's obacht, Burschen,“ sagte er immerzu, „paßt's obacht — indem daß man wenig siecht bei dem Nebel.“

Bader meinte: „Herr Kapral, soll aner von uns z'erscht hinschieß'n in dö Schikara?*) Is richtig a Preiß' dort'n, nachher —“

„Is eh wahr,“ erwiderte Enzinger. „Alsdann schieß zu!“

Bader schoß.

Sie knieten alle drei in einer Rainfurche und starrten erwartungsvoll nach dem Busch. Aber dort rührte sich nichts. Natürlich: der Nebel trog, die Fichten standen viel weiter, als man angenommen hatte.

„Gehn m'r.“

Und sie gingen weiter.

Als sie endlich bei den Fichten auf dem Bergkamm waren, da sahen die drei Leute erst, welch großes Los sie gezogen hatten mit dem Patrouillengang. Da war keine Seele. Man hatte sie offenbar vom äußersten Flügel weggeschickt.

*) Busch.

„Alsdann jetzt z'rück!" rief Enzinger, ging aber statt zurück, weiter vor.

Die zwei anderen „merkten was". Sie sagten aber einer dem anderen nichts in ihrer heimlichen Freude. Es war ein Komplott der Seelen, das durch kein Wort, nicht einmal durch einen Blick eingestanden wurde.

So gingen sie weiter — immerzu. Keine Spur von Soldaten. Nicht Freund noch Feind. Sie waren weit ab vom Schlachtfelde, dessen Kanonendonner schrecklich hinter ihnen her dröhnte.

Als die Sonne zur Rüste ging, sah sie die drei allein im tiefsten Waldesfrieden.

„Gemeiner Bader und Gemeiner Pfirter," begann plötzlich der Korporal in dienstlichem Ton, „ihr könnt's mir bezeugen. Indem daß a so a Nebel war, hab'n m'r halt net' z'ruckg'funden. No — is es so oder is es net so — Jakob, sag auf dein ehrliches Gewissen, kannst du dös ableugnen?"

Gemeiner Jakob Bader blieb stehen und sagte mit dem Brustton der Ueberzeugung: „Wann mi der Herr Hauptmann fragt: Wo seid's gesteckt? Lugen kann i net, Herr Kapral. Alsdann kann i nur dös melden: Herr Hauptmann, sag' i, i meld' g'hursamst, mir hab'n rekomesziert, und wie mir z'ruck san — indem daß m'r nindersch*) net die Commanie g'segen hab'n — no ja — — — no — so san m'r immer weiter — immer weiter . . . No ja, lugen kann i do net!"

„So is," bestätigte Pfirter. „Mir hab'n rekomesziert."

Der Korporal ließ die Gewehre zusammensetzen. Dann legten sie sich in eine Mulde und schliefen bald ein. Die Tornister waren ihre Kissen.

*) Nirgends.

Enzinger, Pfirter und Bader versäumten so die Schlacht bei Sadowa mit all ihrem schrecklichen Blutvergießen — Enzinger, Pfirter und Bader verschliefen so den Rückzug über die Elbe.

— — — — — — — — — — — —

Pfirter erwachte am anderen Morgen, denn er war der Gefräßigste und hatte also den größten Hunger. Dann fuhren auch die anderen auf, und nun saßen alle drei da und beratschlagten, was zu thun sei. Daß zuerst menagiert werden sollte, das war allen dreien klar. Aber was? Kommißbrot! Sie hatten sonst nichts.

Bader meinte, ob man sich nicht etwas schießen könnte.

„Wie willst denn das mit der Kugel?“ wandte Pfirter ein.

„Ma könnt' a Kugel mit 'n Baganet af Schrot' zerhacken.“

Ehe sie Zeit hatten, über diesen Ausweg nachzudenken, erfaßte Enzinger mit jeder Faust eisenfest einen von ihnen am Aermel und blickte starr in eine Lichtung des Waldes.

Halb verdeckt durch dünne Zweige tanzten dort hinten preußische Pickelhauben.

Die drei syrmischen Schwaben legten sich platt nieder, die Gewehre auf die Tornister und warteten, was es würde.

„Wie viel san's?“ lispelte Enzinger.

Keine Antwort.

Er seufzte leise: „Wenigstens a Sticker zehni wern's sein.“

„I sieg *) bloß zwa.“ Wenn Enzinger geseufzt hatte, Bader hauchte nur. „Zwa siegt ma.“

---

*) Sehe.

Indessen die drei in herzbeklemmender Spannung die Pickelhauben hinter dem Astwerk wackeln sahen, knackte gerade vor ihnen ein schwerer Tritt durch das Reisig, und im nächsten Augenblicke starrte ein rotbärtiger Preuße auf drei Büchsenläufe, die sich unwillkürlich erhoben hatten. Er gurgelte etwas, erbleichte und — stand still.

Bader faßte sich zuallererst und schlug an.

„Pardon!“ stammelte der verdutzte Preuße.

Er that's nicht etwa, um sich gefangen zu geben. Er sagte „Pardon“, weil — nun weil er eben ein guterzogener Mensch war. Wenn ein Meteorstein neben ihm niedergebraust wäre, Fritz Schultze hätte sicherlich auch „Pardon“ gesagt.

Bader ist ganz Held. „Alsdann ergöben S' Ihnen?“ fragt er leise, aber fest.

Der Korporal Enzinger sieht, daß er jetzt auf dem Punkte steht, seine Autorität zu halten oder zu verlieren. „Ergeben S' Ihna oder net?“ fragt er und richtet die Spitze des glitzernden Bajonetts gegen des Preußen Brust.

„Nee, Männeken, det is nich. Ueberjeben kann ick mir bloß, wenn ick zu ville jenossen habe, und heute hab' ick noch keenen Troppen nich jesehn.“

Die drei Schwaben sehen einer den anderen fragend an.

„Wie vieli seid's ös?“ fragt Enzinger weiter.

„Wie, bitte, meenen Se?“

„Wie vieli daß ös seid's.“

„Ach so — ach so — ach so — bitte sehr, wir sind hier vier Mann, meine Herren, alles jebildete deutsche Familienväter.“

„Fritze — Fritze, wo treibst de dir man 'rum, Menschenskind? Bist de in wat jetreten?“ tönt es von hinten.

Die Pickelhauben nähern sich.

Enzinger legt an und schießt, trifft aber niemand.

Bum! Wrr! Da schwirrt eine Kugel vom Zündnadelgewehr durch die Luft. Das ist die erste Kugel, die so nahe an Fritz Schultze, an Enzinger und den anderen vorbeikommt.

Schultze schreit: „So hört doch bloß uff! Ick bin's ja!"

Hier drei und dort drei stehen sich gegenüber, Fritz Schultze zwischen den beiden Parteien.

Bader springt auf, nimmt Gewehr bei Fuß und sagt: „Mir sein daitsche Lait'."

Jetzt ist's an den Preußen, sich stumm zu beraten.

„Drei un drei," sagt der Gefreite, der die Patrouille führte, endlich. „Fritze zählt nich. Ick meene, wir thun uns nischt."

— — — — — — — — — — — —

Die beiden feindlichen Rekognoszierungspatrouillen saßen zwei Stunden später in einem kleinen Hegerhaus und teilten vier preußische Erbswürste in sieben Teile. Die Hegerin brachte Milch, Brot und schwarze Pegatsche.*)

Man erzählte einander allerlei Erlebnisse, verglich die Ausrüstung, sprach von der Politik, vom Kriege, von den Weibern und Kindern, die man zu Hause hatte, lachte einander mancher Namen und Ausdrücke wegen aus, wunderte sich über die Verschiedenheit der Dialekte und auch darüber, daß sie alle Deutsche seien, so weit sie auch voneinander ihr Heim hätten.

Sie gefielen einander ausgezeichnet und beschlossen, die Nacht über beisammen zu bleiben. Und sie blieben auch und schliefen seelenruhig nebeneinander — viel länger und kommoder als jemals seit ihrem Abmarsch von Hause.

---

*) Runde böhmische Kuchen.

Am nächsten Morgen wollten sie aufbrechen. Aber mit dem Fortmarschieren hatte es seinen Haken. Da draußen jenseits des Waldes hatte eine furchtbare Schlacht getobt, da standen Tausende und Tausende Soldaten beider Heere.

Gingen sie nun aus dem Wald heraus, konnten sie nicht geradeswegs in die Gefangenschaft hineinrennen?

Wer weiß, was draußen vorging?

Das Kanonenfeuer ruhte zwar jetzt, aber für wie lange?

Dieweil sie berieten und erwogen, wurde es später und später, und sie blieben wiederum im Hegerhause.

Sie fanden ein Spiel Karten, aus denen die Hegerin wahrzusagen pflegte. Das gab nun eine unterhaltliche Partie „Schwarzen Peter" — zwei Pfennig für einen Kreuzer gerechnet.

Und hier wenigstens trug Oesterreich den Sieg davon.

— — — — — — — — — — — —

Die sieben Deutschen saßen am dritten Tage immer noch im Hegerhause. Endlich, als die einsame Alte nichts mehr zu essen hatte für die sieben Krieger, marschierten sie unter Enzingers, des Aeltesten, Anführung des Wegs fürbaß, den die Hegerin wies.

Am Waldessaum schüttelten sie sich kräftig die Hände wie innige Freunde, die gemeinsam an ein waghalsiges Werk gehen. Sie formulierten dann die Bedingungen ihres Separatfriedens: Ist die erste Truppe, auf die sie stoßen werden, preußisch, dann sollen sich Enzinger und Genossen ihren vier Kameraden gefangen geben. Ist die erste Truppe österreichisch oder sächsisch, dann müssen's die Preußen ebenso machen.

Fritz Schultze aber überlegte sich die Sache nochmals und widersprach dann kräftig. Man verhandelte nochmals, und schließlich kamen sie zu einem anderen Ent-

schluß und schickten die Hegerin ins Dorf als Spionin. Die sieben Krieger aber warteten gespannt auf die Rückkunft ihrer Wirtin. Es handelte sich für sie darum, wer am dritten Juli die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hatte: Preußen oder Oesterreich. Die unterlegene Partei sollte sich im nächsten Dorf in Zivil werfen und auf gut Glück ihrem Truppenteil nachlaufen. So hatten sie's nach Schultzes Vorschlag verabredet.

„Ob wir uns denn nu im Leben wiedersehn?“ fragte Schultze schwermütig.

„Ja — ja! Der Kriech! Der dämliche Kriech!“ seufzte der Gefreite Tiedemann.

„So jemütliche Leute, die Oesterreicher,“ setzte Fritze hinzu, „is's nu nich schade, daß wir nich beisammenbleiben können?“

„Wahr is!“ bestätigte Bader, und die beiden anderen Schwaben nickten.

Indem kam ein tschechischer Bauer des Weges. Er führte einen Wagen mit zwei Kühen und erschrak gewaltig, als er die Soldaten im Busch erblickte. Gleich faßte er sich aber wieder. Sie würden ihm ja wohl kaum etwas thun, so wenig wie jene Tausende ihm was thaten, die schon durchs Dorf gezogen waren.

Korporal Enzinger, der das zehnte Dienstjahr hinter sich hatte, konnte sich natürlich, wie alle alten Soldaten, in jeder Sprache verständigen. Er begann auch gleich ein Gespräch mit dem Bäuerlein — auf armeeslavisch.

„Heh — dobar dan — guten Tag!“ rief er kroatisch und fuhr ruthenisch fort: „Kuta vy idschotsche — Wohin des Weges?“ Er nahm dann noch alles Slovenische, Polnische und Tschechische zusammen, das er kannte, und was er zur Antwort bekam, berichtete er seinen Landsleuten durch einen traurigen Aufblick.

Die Preußen hatten gesiegt!

Bader kraute sich hinterm Ohr: „Jetz' wie war' dös, Herr Kapral, jetz' woll'n m'r halt ins Zivil.“

Und so geschah's. Die Hegerin war aus dem Dorf gekommen, bestätigte die Kunde vom preußischen Siege und erklärte sich für Geld und gute Worte bereit, ihren Gästen Kleider zu besorgen.

Die vier Preußen schieden mit wiederholten Händedrücken.

— — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage später hatten Enzinger, Bader und Pfirter nach mannigfachen Fahrten und Fährnissen glücklich ihr Regiment gefunden. Sie erzählten dort, sie kämen aus preußischer Gefangenschaft, hätten sich aber glücklich wieder davongemacht, und wurden nun viel befragt und angestaunt. Der Herr Oberst ließ sie sich zum Regimentsrapport vorführen, klopfte jedem besonders auf die Schulter und war sehr zufrieden mit ihnen.

Die vier Preußen aber kriegten von ihrem Hauptmann, dem die Rekognoszierung etwas gar zu lange gedauert hatte, jeder drei Tage „Kasten“.





Eine untergehende Rasse.

Bilder aus den Indianerreservationen.

Von W. H. Geinborg.



Mit 18 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Rothäute Nordamerikas sind für uns nicht mehr die von einem Schimmer märchenhafter Romantik umwobenen Heldengestalten, die wir dereinst in Coopers Romanen lieben, bewundern oder hassen gelernt hatten. Einer nüchternen Beobachtung ihrer Stammes- und Charaktereigentümlichkeiten hat jener poetische Nimbus nicht standzuhalten vermocht. Und wir wissen heute, daß ihr Wesen und ihre Sitten im Grunde recht wenig Liebenswürdiges haben.

Trotzdem können wir uns einer Empfindung herzlichen Mitleids kaum erwehren, wenn wir ein ehedem freies und stolzes, mit zäher Lebenskraft ausgerüstetes Volk unaufhaltsam seinem Untergange entgegentreiben sehen, und wenn wir uns sagen müssen, daß die „Kultur", der es zum Opfer fällt, ihm von allem Anbeginn nur eine grausame und erbarmungslose Feindin gewesen ist.

Mit keinem anderen Rechte als dem Recht des Stärkeren hat man den roten Männern ihre unermeß-

lichen Jagdgründe genommen, darin sie als unumschränkte Gebieter herrschten, und hat sie unter harten Kämpfen und oftmals geradezu verzweifelter Gegenwehr Schritt für Schritt weiter zurückgedrängt, unbekümmert



Indianerlager.

darum, daß man ihnen mit der Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit die wichtigste Lebensbedingung entzog. Man hat sie zu seßhaften Ackerbauern machen wollen und sie mit den üblichen Bildungsmitteln für die Zivilisation zu gewinnen gesucht. Aber man hatte sie vorher zu schlecht behandelt, um selbst für die besten Absichten das nötige Vertrauen bei ihnen zu finden. Und auch

da, wo jene Bemühungen scheinbar einen gewissen Erfolg hatten, haben sie die rasche Verringerung der betreffenden Indianerstämme nicht zu hindern vermocht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die rothäutige Rasse



Wichita seine Medizin rauchend.

in Nordamerika dem Untergange geweiht ist, und daß selbst die menschenfreundlichste Behandlung der noch vorhandenen Ueberreste nicht mehr im stande sein würde, dies grausame Schicksal abzuwenden.

Das auf den Karten als Indianerterritorium bezeichnete Gebiet, auf welches die Ureinwohner und einstigen rechtmäßigen Besitzer des ungeheuren Kontinents

heute zurückgedrängt sind, ist 382 englische Meilen lang und hat eine Breite von kaum 208 Meilen. Seinem



Yuma-Apache.

Charakter und seiner Bodenbeschaffenheit nach kann man es als eine Mischung von Kansas und Texas betrachten,

die es im Norden und Süden begrenzen. Mehr als ein Drittel des Landes besteht aus öden, unfruchtbaren Strichen ohne jeden praktischen Wert, ein zweites Drittel ist lediglich zur Viehzucht geeignet, der Rest aber ist gutes Acker- und Waldland, das einer tüchtigen und arbeitsamen Bevölkerung die günstigsten Lebensbedingungen darbieten würde.

Die Verteilung des Territoriums an die verschiedenen Indianerstämme hat in der Weise stattgefunden, daß jeder Stamm in seinem Bezirk oder seiner „Reservation“ eine Art von Oberhoheit ausübt, die indessen der Beaufsichtigung durch die Regierung der Vereinigten Staaten unterworfen ist. Das Grundeigentum ist gemeinsam, und das Ansiedelungsrecht des einzelnen darum ein Privileg von zweifelhaftem Werte, da es ihm niemals zu einem wirklichen, rechtlich anerkannten Besitz verhelfen kann. Der beste Teil des Landes befindet sich in den Händen der sogenannten „zivilisierten“ Indianerstämme, der Cherokees, Chickasaws, Choctaws, Creeks und Seminolen. Aber von dem einstigen Reichtum dieser bevorzugten Stämme ist heute nichts mehr vorhanden. Ueberlegen sind sie ihren wilden Rassenverwandten außer durch eine höhere Intelligenz nur noch durch den für sie allerdings sehr glücklichen Umstand, daß sie sich aus eigener Kraft erhalten können und keiner Unterstützung von seiten der Regierung bedürfen. Denn was es mit dieser gesetzlich gewährleisteten Unterstützung auf sich hat, davon wissen ihre minder günstig gestellten Nachbarn, die wilden Arapahoes, Cheyennen, Comanchen, Kiowas und Osagen, ein gar trauriges Liedlein zu singen.

Daß diese Stämme unter den ungünstigeren Voraussetzungen, welche die unaufhaltsam vorrückende Zivilisation für sie geschaffen, sich aus eigener Kraft nicht

würden lebensfähig erhalten können, war von vornherein außer allem Zweifel. Denn sie sind geborene Nomaden und Jäger, die auf einem eng umgrenzten und bald erschöpften Gebiet sehr schnell hätten zu Grunde gehen müssen, wenn sie einzig auf sich selbst angewiesen ge-



Indianer vor einer Ansiedelung in der Reservation.

blieben wären. Sie zu fleißigen Landbauern oder für irgend eine andere gesittete Hantierung erziehen zu wollen, wäre ein ganz aussichtsloses Unterfangen gewesen. Denn alle diese Stämme halten mit eiserner Zähigkeit an ihren alten Anschauungen und Gewohnheiten fest. Ihre Kleidung, ihre Feste, alle ihre Einrichtungen sind heute noch dieselben wie vor der ersten

Berührung mit der Kultur, und der weiße Mann ist ihnen noch immer das tödlich gehaßte Bleichgesicht, dem sie mit herausforderndem Hochmut und kaum verhehlter Feindseligkeit begegnen. Sie verschmähen es, in festen Häusern zu wohnen, und begnügen sich zu jeder Jahreszeit mit ihren aus Häuten und Decken gefertigten luftigen Zelten.

Zur Arbeit in unserem Sinne werden sie sich sicherlich immer nur unter dem Zwange der äußersten Notwendigkeit bequemen, und trotz der bitteren Not, unter der sie beständig zu leiden haben, würden sie nicht einmal, wie es von ihnen verlangt wird, die Hälfte der zu ihrem Unterhalt erforderlichen Nahrungsmittel selbst beschaffen können, wenn sie nicht den größeren Teil aller ackerbaulichen Arbeiten gegen einen Anteil an der Ernte von Weißen verrichten ließen.

Alle üblen Eigenschaften, die von jeher den Indianern nachgesagt werden, finden sich unter diesen wilden Stämmen, zumal unter den Apachen und Wichitas vertreten. Sie sind tückisch und grausam, behandeln ihre Weiber, die sie nach Belieben kaufen und verkaufen, schlimmer als die Lasttiere, und sind außerdem Sklaven aller nur erdenklichen Laster unter denen das Spiel und die Trunksucht natürlich obenan stehen. Die Einwirkungen des Christentums, für das man sie zu gewinnen versucht hat, sind trotz aller Bemühungen der Missionare äußerst geringfügig geblieben, denn keine Kunst der Ueberredung vermag sie ihrem von den Vorfahren überkommenen religiösen Vorstellungskreise und ihrem Aberglauben abwendig zu machen.

Jeder, der in seiner Jugend einen Indianerroman gelesen, weiß ja, was die „Medizin" im Leben des roten Mannes bedeutet. Alles Geheimnisvolle und Unbegreifliche ist ihm, je nach dem Eindruck, den es auf ihn

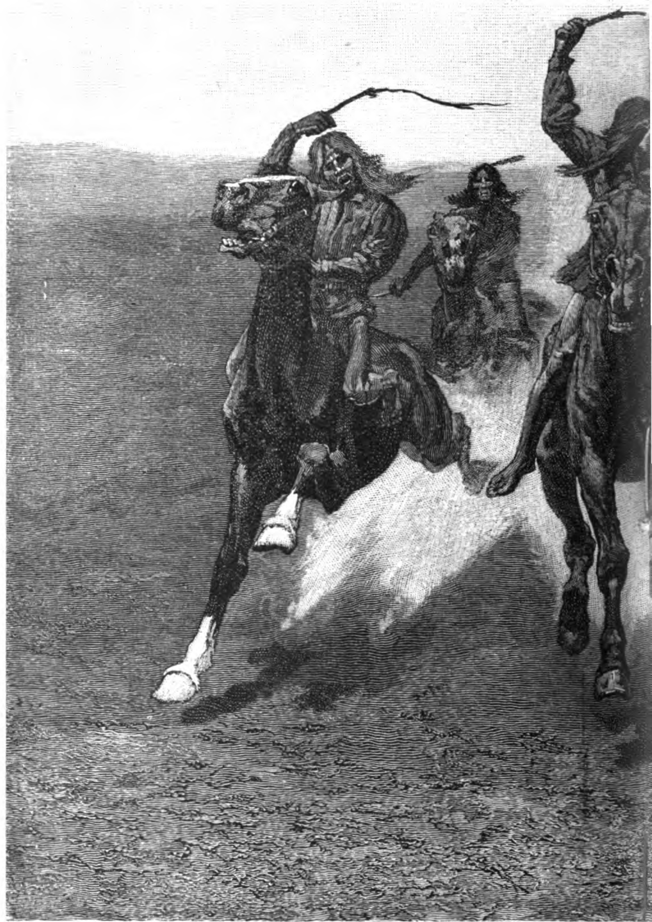
hervorbringt, gute oder schlechte „Medizin“. Und bei keiner Niederlassung fehlt der aus Stangen zusammengesetzte und mit einer Wolldecke umhüllte Dreifuß mit dem „Medizinbeutel“, unter welchem der Indianer mit



Ein Polizist der Agentur.

unerschütterlichem Ernste den Rauch seiner Pfeife zum guten oder zum bösen Geiste emporsteigen läßt, je nachdem die Wünsche beschaffen sind, die sein Herz bewegen.

Vielleicht auf keinen anderen Stamm treffen die phantastischen Schilderungen eines Cooper so weit zu als auf die Yuma-Apachen, die dem Weißen noch heute die



Indianer-Pfer



er-Pferderennen.

fürchterlichsten und unbarmherzigsten Gegner sein würden, wenn nicht ihre Zahl innerhalb der letzten Jahrzehnte gewaltig zusammengeschmolzen wäre, und wenn sie nicht innerhalb der Grenzen der San Carlos-Reservation, von deren Agentur sie in gewissen Zwischenräumen ihre Verpflegungsrationen abholen müssen, in sehr strenger Aufsicht gehalten würden.



Ein Arapahoeaufseher.

Mit diesen Agenturen aber hat es folgende Bewandtnis. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist gesetzlich verpflichtet, den auf bestimmte Reservationen verwiesenen Indianerstämmen ungefähr die Hälfte dessen, was sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen, gewissermaßen als Entschädigung für die von ihnen „abgetretenen" Landgebiete unentgeltlich zu liefern. Und nach amerikanischem Brauch hatte man die Ausführung dieser Lieferungen an Agenten und Kontraktoren übertragen, die natürlich sehr viel weniger auf das Wohl ihrer Schützlinge als auf ihre eigene Bereicherung bedacht waren. Jahrzehnte hindurch wurden die armen Rothäute geradezu schändlich hintergangen.

Die Agenten bestahlen sie nicht nur um einen großen Teil dessen, was sie ihnen zu liefern hatten, sondern brachten sie auch um die armseligen Früchte ihrer Arbeit

Die Waren, die man ihnen zukommen ließ, waren von der denkbar schlechtesten Beschaffenheit; ihre Jagdbeute oder eine etwaige andere Thätigkeit aber bezahlte man ihnen mit Blechmarken, die wiederum nur bei dem Handelsposten der Agentur, welcher sie ausgegeben hatte, gegen Naturalien eingetauscht werden konnten. Die unausbleibliche Folge dieses schmachvollen Bereicherungs- und Ausbeutungssystems war eine stetig wachsende Not unter den Indianern, und die niemals endenden Aufstände, bei deren Unterdrückung die weißen Kulturträger den Rothäuten an Grausamkeit nicht nachstanden, waren in den weitaus meisten Fällen nichts anderes als sehr begreifliche Zornes- und Verzweiflungsausbrüche der betrogenen und halb verhungerten „Schützlinge der amerikanischen Nation“.



Apachewächter.

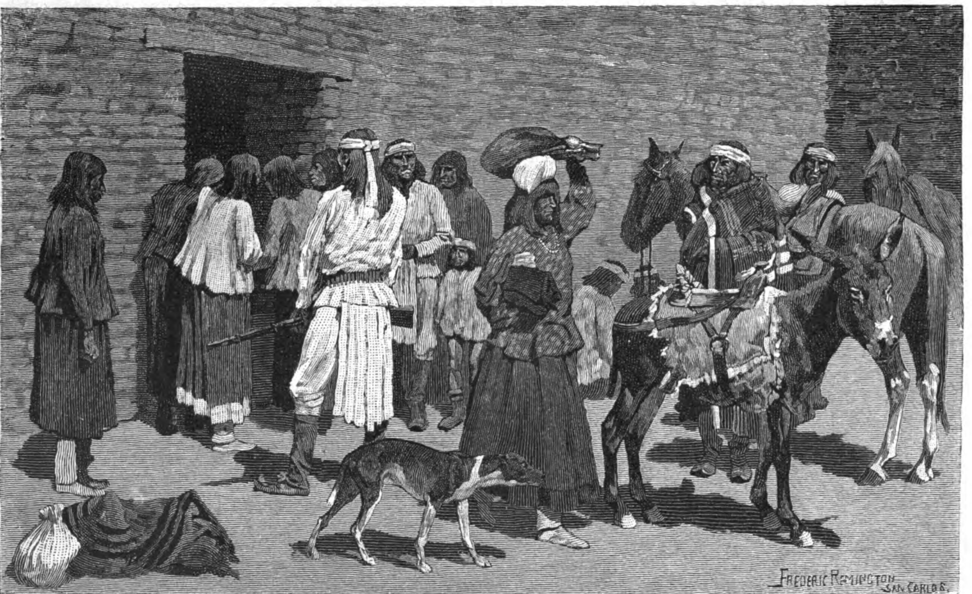
Unserem Landsmanne Karl Schurz, der in den Jahren 1877 bis 1881 unter dem Präsidenten Hayes das Ministerium des Innern verwaltete, ist es in erster Linie zu danken, daß wenigstens die schlimmsten dieser Mißstände abgestellt wurden. Er besuchte selbst die Reservationen, überzeugte sich von der dort herrschenden Schandwirtschaft und bewirkte die Einführung eines strengen Reglements für das Verhalten und den Ver-

kehr der Agenturen mit den Indianern. Das Kontraktorenwesen wurde neu geregelt, und das System der Rechnungsführung so gründlich reformiert, daß wenigstens Betrügereien in großem Maßstabe, wie sie früher beliebig lange fortgesetzt werden konnten, heute schon nach kurzer Zeit entdeckt werden müßten.



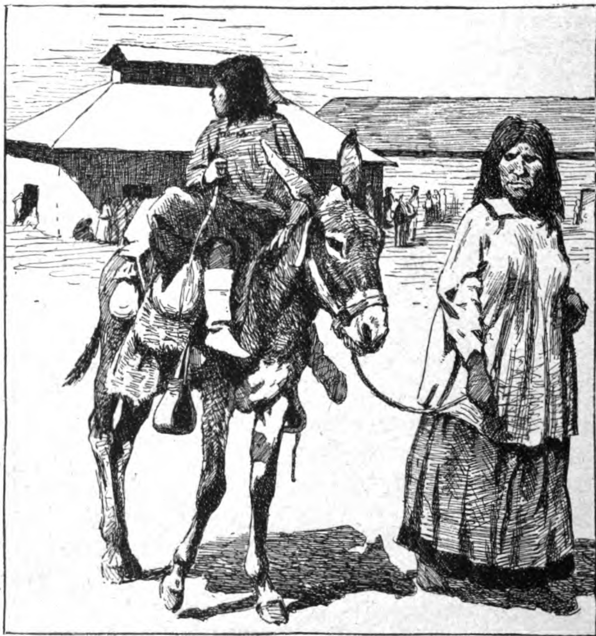
Der Zeichner in San Carlos.

Ein Verdienst unseres ausgezeichneten Landsmannes ist auch die Einrichtung einer aus Indianern bestehenden Polizei, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter ihren Stammesgenossen jedenfalls ungleich besser geeignet ist als eine aus den verhaßten „Bleichgesichtern“ gebildete Polizeitruppe. Die von unserem Zeichner wiedergegebenen Typen eines solchen indianischen Poli-



Naturalienverteilung bei der San Carlos-Agentur.

ziſten, ſowie eines Arapahoeaufſehers und eines Apache-wächters laſſen in Haltung und Ausſehen deutlich erkennen, wie ernſt dieſe indianiſchen „Beamten“ es mit ihrer verantwortungsvollen Aufgabe nehmen, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß gerade

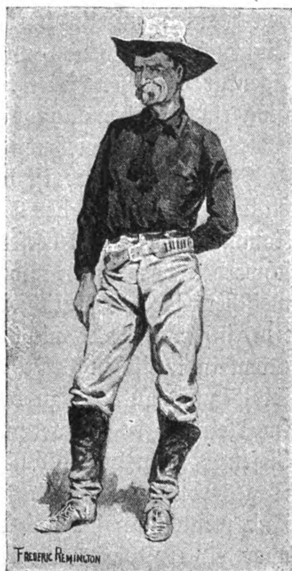


Apacheweib mit ihrer Ration.

durch dieſe anfänglich viel beſpöttelte Inſtitution manchem gefährlichen Zuſammenſtoß und mancher bedenklichen Revolte vorgebeugt worden iſt.

In einer Anzahl ſehr lebendiger und anſchaulicher Bilder hat uns der Künſtler alle jene bewegten Scenen vor Augen geführt, wie ſie ſich an einem der ſogenannten

Rationstage in und bei der Agentur einer Indianerreservation — hier ist es die schon oben erwähnte San Carlos-Reservation — abspielen. Allzu leicht hat ihm das unüberwindliche Mißtrauen der finsteren und zurückhaltenden Apachen seine Aufgabe allerdings nicht gemacht. Und mit gutem Humor giebt er uns selbst ein Pröbchen von den mannigfachen Kriegslisten, deren er sich bedienen mußte, um das eine oder andere interessante „Modell“, das ihm aus freien Stücken niemals stillgehalten hätte, in sein Skizzenbuch zu bringen.



Der Dolmetsch.

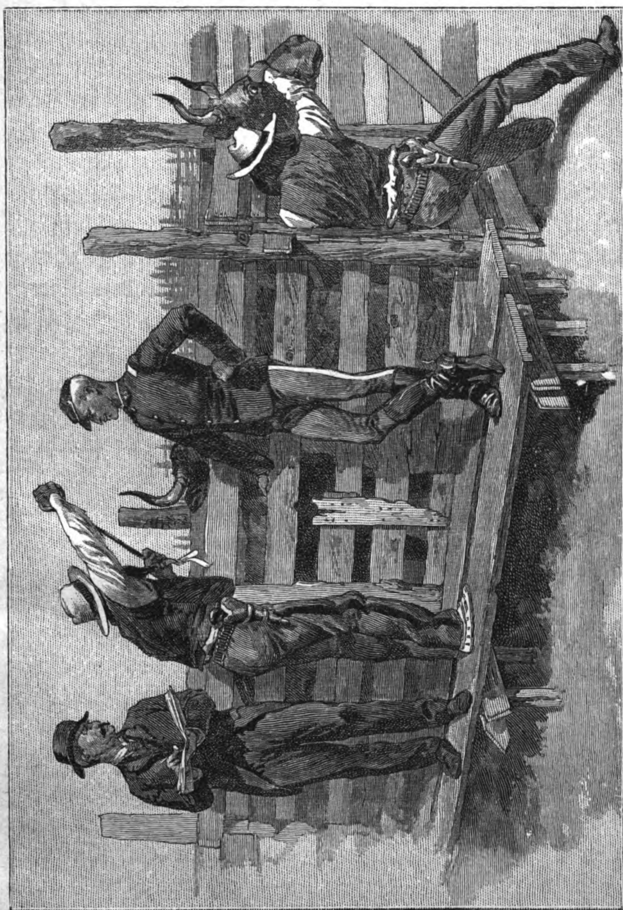
Das Gewimmel der aus weitem Umkreise zur Empfangnahme ihrer sehnlich erwarteten Rationen heranziehenden Indianer bietet allerdings ein Schauspiel von großem malerischen Reiz. Auf ihren phantastisch aufgezäumten Pferden, Ponies oder Maultieren sprengen in den seltsamsten und buntesten Kostümen die einstigen Könige der Wälder und Prairien aus allen Richtungen der Windrose heran, die Männer stolz und ernst wie Sieger, die gekommen sind, einen ihnen zustehenden Tribut einzufordern, die häßlichen Weiber aber geschwätzig und eifrig, wie es nun einmal unter allen Himmelsstrichen die Art der Evastöchter ist. Während ihre Eheherren sich finster

und schweigsam zurückhalten, drängen die „Squaws“ geschäftig dem Eingange zu, um die ihnen bestimmten Naturalien in Empfang zu nehmen, und die eingeborenen Polizisten haben genug zu thun, um die Ordnung unter ihnen aufrecht zu erhalten. Auch das Heimschaffen der erhaltenen Ration ist natürlich die Sache der Frauen, und in langen Zügen kann man sie beim Einbruch des Abends mit ihren beladenen Eseln die Agentur verlassen sehen, sofern sie nicht in Ermangelung eines solchen langohrigen Gehilfen selbst die Rolle des Lasttiers übernehmen müssen.

Für die Männer ist der wöchentlich wiederkehrende Rationstag zugleich der Gerichtstag, an welchem sie dem Kommandanten der Reservation ihre Klagen und Beschwerden vorbringen und durch Vermittelung des Dolmetschers ihre persönlichen Fehden schlichten lassen können, insoweit sie es nicht vorziehen, diese letzteren nach altem indianischen Brauche mit Messern und Gewehren selbst zum Austrag zu bringen, denn das Kriegführen im kleinen, das Morden und Weiberrauben ist unter diesen Söhnen der Wildnis heute kaum weniger an der Tagesordnung als zu des wackeren Lederstrumpf Zeiten, Und wenn man hie und da eine besonders schöne Decke oder ein kostbares mexikanisches Gewebe über einen Sattel gebreitet sieht, darf man ganz sicher sein, daß diese Schätze von einem glücklichen Raubzuge herstammen. der wohl nur in den seltensten Fällen ganz unblutig verlaufen ist.

Die Waren, welche die Squaws in der Agentur erhalten, bestehen in Mehl, Zucker und Kaffee. Die Fleischverteilung aber erfordert auch die Mitwirkung der Männer, und die Art, in der sie sich vollzieht, ist interessant genug, um eine eingehendere Schilderung zu rechtfertigen.

Das zur Verteilung bestimmte Vieh, aus halbwilden Stieren bestehend, ist von den Cowboys vorher in eine



Das Zeichnen der Stiere mit dem Brenneisen.

umzäunte Hürde auf der Steppe zusammengetrieben worden. Dorthin begeben sich auf ein bestimmtes Zeichen

die Indianer. Der Agent tritt an den „beef corral" und besichtigt mit einem Offizier von der Armee die auszugebenden Tiere. Mit lauten Zurufen treiben die Cowboys die ausgewählten Stiere durch eine schmale Thür in die Wage, wo ihnen mit glühenden Eisen die Buchstaben I. D. (Indian Department) in die Haut gebrannt werden, damit später jeder Indianer, der eine Haut in seinem Besitz hat, den Viehinspektoren den rechtmäßigen Erwerb derselben nachweisen kann. Dem Ausgang der Wage gegenüber halten die jüngeren Rothäute auf ihren Ponies, wohl ausgerüstet mit geladenen Flinten und Revolvern. Der Agent ruft den Namen jedes einzelnen nach seiner Liste auf, und der Polizist bezeichnet dem auf diesen Ruf Herantretenden das ihm zugewiesene Stück. Um dasselbe später wieder zu erkennen, bindet der Indianer ihm irgend einen bunten Fetzen an das Horn, oder — wie es häufiger geschieht — er schneidet ihm, über die Umzäunung langend, mit scharfem Messer ein größeres oder kleineres Stück vom Ohr ab. Dann, wenn die Liste erschöpft ist, wird das Thor am anderen Ende plötzlich geöffnet, und in wilder Hast stürmen die halb zu Tode geängstigten Tiere in die Steppe hinaus.

Für die Rothäute aber beginnt damit der vergnüglichste Teil des Pogramms: die Jagd auf die fliehenden Stiere. Jeder Indianer behält nur das ihm gehörige Stück im Auge, um es mit einer Anzahl von Schüssen zur Strecke zu bringen, und für eine gute Weile widerhallt die Prairie vom scharfen Geknall der Flinten und Revolver wie vom Kleingewehrfeuer eines wütenden Gefechts. Sobald ein Rind gefallen ist — oft genug erst, nachdem sein Fell von einem Dutzend Kugeln durchlöchert wurde — eilen die Squaws herzu, um es kunstvoll zu zerlegen und nach einem besonderen System, das alle

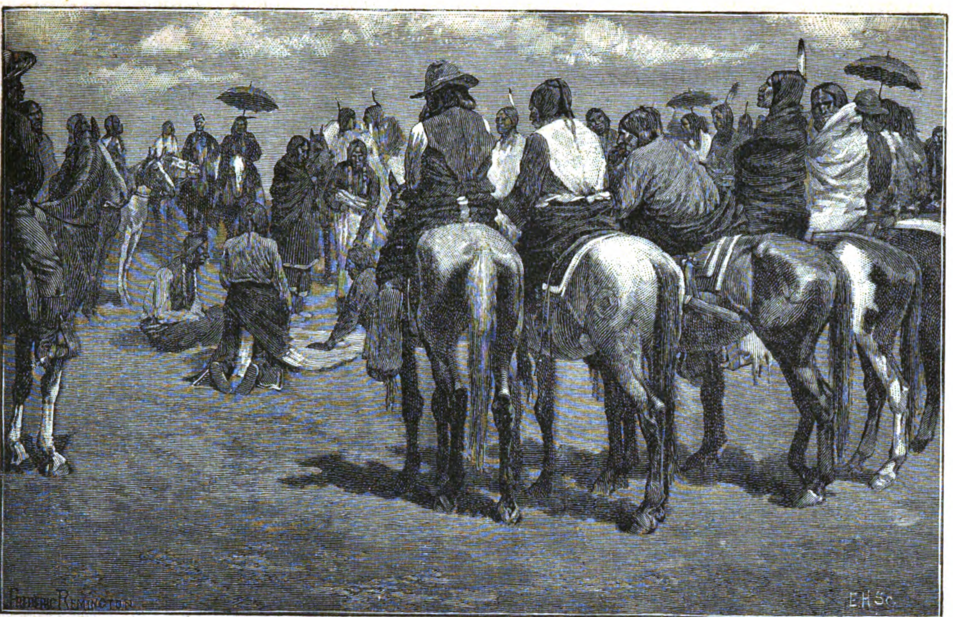


Stierjagd.

Streitigkeiten auszuschließen scheint, die Stücke unter sich zu verteilen. —

Besondere Festtage für die wilden Indianer der Reservation sind der 4. Juli, der Tag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, und der Weihnachtsfeiertag,*) denn bei dieser Gelegenheit werden nicht nur einige Extrarinder geschlachtet, sondern es finden auch die bei den Rothäuten ausnehmend beliebten Pferderennen statt, bei denen sie ihrer Spiel- und Wettlust recht nach Herzensbedürfnis frönen können. Auf einer flachen Ebene in der Nähe des Forts schließen sich, wenn der große Augenblick gekommen ist, die berittenen Indianer zu einem Kreise zusammen. Ein älterer Häuptling breitet mit jener Würde, die auch den unbedeutendsten Handlungen der rothäutigen Krieger eigentümlich ist, seine Wolldecke auf dem Boden aus und läßt sich vor derselben auf die Kniee nieder, um die Einsätze der Wettenden in Empfang zu nehmen. Da regnet es nun von allen Seiten die verschiedenartigsten Dinge: Silberdollars, Winchestergewehre, Revolver und was sonst immer ein Indianer oder ein Cowboy an Wertobjekten besitzen mag. Sind diese wichtigen Vorbereitungen beendet, so sprengt ein Häuptling zu dem nach der üblichen Distanz von zwei Pfeilschußweiten und einer Pfeilschußhöhe bemessenen starting point, gefolgt von den Wettreitern, halbwüchsigen indianischen oder Mischlingsburschen, die in leichtester Bekleidung auf ihren häßlichen, aber ungemein schnellen und ausdauernden Ponies sitzen. Ein Flintenschuß giebt das Signal zum Beginn des Rennens, und wie der Sturmwind saust das „Feld“ unter gellenden Zurufen und

*) In Amerika hat jedes der großen christlichen Feste nur einen Feiertag.



Die Wettversammlung.

klatschenden Peitschenschlägen der halbnackten Jockeys in einer Wolke hoch aufwirbelnden Staubes über die Prairie.

Die jugendlichen Indianer sind durchweg vorzüg-

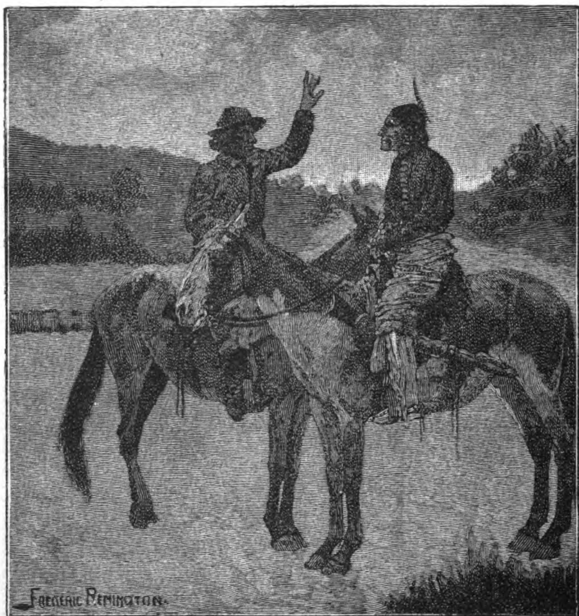
Häuptling ein Rennen beginnend.

liche Reiter, die sich jeder Bewegung ihres Pferdes anzuschmiegen wissen, und bei der Höhe der Einsätze muß das Rennen für die zuschauenden Wetter wahrlich spannend und aufregend genug sein. Aber nur in dem Gebaren der Cowboys kommt hie und da diese Ge-



Indianer vom Apacheterritorium Monte spielend.

mütsbewegung zum Ausdruck. In den Gesichtern der Indianer verändert sich keine Linie, und ihren finsteren, unbeweglichen Mienen ist ebensowenig eine Freude über den Gewinn anzusehen als eine Enttäuschung über den Verlust. Sie sind eben eingefleischte Spieler, und wenn



Zeichensprache.

man sie am Abend eines solchen großen Festtages unter dem rasch improvisierten Zelte stumm und düster, doch mit unheimlich blitzenden Augen beim Montespiel zusammen hocken sieht, muß sich einem trotz der gewaltigen Verschiedenheit der begleitenden Umstände wohl ein Vergleich aufdrängen mit dem Bilde, das ein Roulettetisch in Monte Carlo oder ein intimer Spielzirkel

am Abend eines großen Renntages im zivilisierten Europa darbietet. Die Leidenschaften der menschlichen Natur sind eben unter allen Himmelsstrichen dieselben, und es giebt gewisse Augenblicke, in denen sich alle Unterschiede der Hautfarbe und der Gesittung zu verwischen scheinen.

Ein Umstand, der sehr wesentlich dazu beiträgt, die Annäherung zwischen der roten und der weißen Rasse zu erschweren, ist die gewaltige Verschiedenheit der indianischen Dialekte. Selbst Stämme, die in geringer Entfernung voneinander hausen, vermögen sich häufig durch das gesprochene Wort nicht mehr zu verständigen. Und jene stumme Zeichensprache, deren sich der Caddoindianer und der alte Arapahoe auf unserem letzten Bilde anscheinend mit bestem Erfolge bedienen, wird dem weißen Mann niemals geläufig genug, um alle unangenehmen Mißverständnisse auszuschließen und einen näheren Verkehr zu ermöglichen.

So thut sich heute noch ein tiefer und wahrscheinlich unüberbrückbarer Abgrund zwischen den wilden Indianern und ihren zivilisierten Zwingherren auf. Die mannigfachen Beziehungen zu ihren alten Feinden, die in den Reservationen den roten Männern durch die Verhältnisse aufgezwungen werden, haben daran nichts zu ändern vermocht. Ein „Aufgehen" in die herrschende Rasse, wie es von einigen mehr menschenfreundlichen als weitsichtigen Politikern erhofft wurde, ist der Natur der Dinge nach gänzlich ausgeschlossen. Und so wird aller Voraussicht nach der Tag nicht mehr gar zu fern sein, da von den kriegerischen Urbewohnern des nordamerikanischen Kontinents nichts anderes mehr übrig ist als eine romantische Erinnerung.



Mannigfaltiges.



Der Traum von der Kette. — Die folgende Traumgeschichte beruht in allen Teilen auf verbürgter Wahrheit. Freiherr v. S. lebte zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf seinem Gute in Thüringen mit seiner Gattin in glücklicher Ehe. Letztere besaß ein etwas empfindliches Nervensystem, welches ihr oft wunderliche Ahnungen und Traumgesichte vorgaukelte. Ihr Gatte, ein fester und selbstbewußter Charakter, maß jedoch den Visionen seiner Frau keinerlei Gewicht bei. In einer Nacht wurde der Freiherr durch ein heftiges Stöhnen seiner Frau geweckt, die augenscheinlich wieder ein schwerer Traum quälte. Als er aber wahrnahm, daß sie weiterschlief, weckte er sie nicht auf, um sie nicht zu einer Erörterung und Deutung ihres Traumes zu veranlassen, auch dachte er, am Morgen würde die Erinnerung daran verschwunden sein, und ihm bleibe ein erneutes Ankämpfen gegen eine abergläubische Deutung erspart.

Es geschah indessen nicht so. Kaum war am Morgen das Frühstück beendet, und die Kinder hatten sich entfernt, als die Baronin in höchst trüber Stimmung eine Erzählung ihres Traumes begann, der selbst den Baron auf den ersten Augenblick stutzig machte.

Sie erklärte durch einen Gang des Schlosses gekommen zu sein, der fast nie betreten wurde; dort habe ein seltsam

geformter Schrank ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie wollte ihn öffnen; einen Augenblick leistete die Thür Widerstand, dann sprang sie wie von selbst auf, und eine schwere goldene Kette, aus verschiedenen Gliedern geformt, lag in einer Ecke. Zugleich war es ihr, als ob sich eine warnende Stimme vernehmen lasse: Jedes Glied dieser Kette ist ein Glied deiner Familie, und wenn du je ein Glied aus der Kette entfernst, tötest du eines deiner Kinder.

Wem sollte bei einer solchen Erzählung nicht unheimlich zu Mute werden? Auch der Baron war davon erschüttert, aber bald gewann sein gesunder Geist wieder die Oberhand, und er erklärte mit Ruhe, wie man solchen überspannten Ideen, die ein gereiztes Nervensystem, eine ungewöhnliche Blutwallung, ein Albdrücken im menschlichen Gehirn hervorbringe, nicht nachgeben dürfe, wenn man sich nicht selbst für das praktische Leben untauglich machen wolle.

Sonst war es ihm auf ähnliche Weise immer gelungen, seine Gemahlin zu beruhigen, aber diesmal waren alle seine Bemühungen vergeblich; sie drang vielmehr in ihn, sich nach jenem Gange zu begeben und das Innere des erwähnten Schrankes zu untersuchen.

Um der unbehaglichen Unterhaltung enthoben zu sein, entschloß sich der Freiherr in der That zu der gewünschten Untersuchung. Der Schrank fand sich vor, die Thür widerstrebte einen Augenblick, dann sprang das verrostete Schloß auf, und wirklich fand sich in einer verstaubten Ecke eine goldene Kette, schwer, massiv, aus eigentümlichen Gliedern geformt, mit einer altertümlichen Schließe, auf der sich ein ihm unbekanntes Wappen befand. Schnell nahm er die Kette heraus, verbarg sie — er hörte die Schritte der nahenden Gemahlin — und zeigte dieser lächelnd den leeren Schrank.

Mehrere Jahre waren seitdem verflossen. Kein unangenehmes Ereignis hatte mehr die Ruhe des Hauses gestört. Ein Kreis blühender Kinder umgab die Gatten. Von der Kette war keine Rede mehr; ja, die Baronin schien sich ruhiger und wohler zu fühlen als sonst und war nicht mehr

von erschreckenden Träumen heimgesucht, die früher ihre Ruhe gestört, ihre Gesundheit angegriffen hatten.

Da brach der Krieg mit Frankreich aus. Feindliche Truppen drangen ins Land. Die Schlacht bei Jena wurde geschlagen. Der Freiherr, einer der erbittertsten Gegner der Feinde, war der Gegenstand ihres besonderen Hasses; mit Not rettete er sein Leben. Die Gemahlin samt der älteren Tochter und den kleineren Kindern hatte er schon seit mehreren Wochen nach Bayreuth gesandt, wo er Verwandte besaß, und ihr fast alles bare Geld mitgegeben. Er war willens gewesen, bald nachzufolgen; Geschäfte, Anordnungen aller Art aber hatten ihn zurückgehalten, und so kam es denn, daß er, von einem plötzlichen nächtlichen Angriff überrascht, kaum noch Zeit gewinnen konnte, mit seinen Söhnen — Knaben zwischen fünf und zehn Jahren — in einem Bauernwagen zu entfliehen. An Mitnehmen von größeren Geldmitteln u. s. w. war nicht zu denken. Nur die verhängnisvolle Kette fand sich in der Tasche eines der wenigen Kleidungsstücke, die er hatte zusammenraffen können.

Alle Wege waren von feindlichen Truppen besetzt; man mußte auf weiten Umwegen nach Bayreuth zu gelangen suchen, wo die in höchster Angst und peinlichster Ungewißheit schwebende Gemahlin die Ankunft ihrer Angehörigen erwartete. Die Reise dauerte ungewöhnlich lange. Die Mittel des Freiherrn waren bald erschöpft; sein Kutscher verließ ihn, und er durfte es nicht wagen, sich irgendwo zu zeigen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den überall herumschwärmenden französischen Reitern gefangen zu werden. Er sah sich und seine Kinder der bittersten Not preisgegeben; es blieb ihm nichts übrig, als in einer Schenke, wo er des Nachts heimlich eingekehrt war, drei Glieder jener goldenen Kette auszubrechen und sie dem Wirte als Bezahlung für den Unterhalt und für die gefährliche Fahrt nach dem endlich nicht mehr ferne liegenden Reiseziel zu verpfänden. Ueber den Traum seiner Gattin lächelte er.

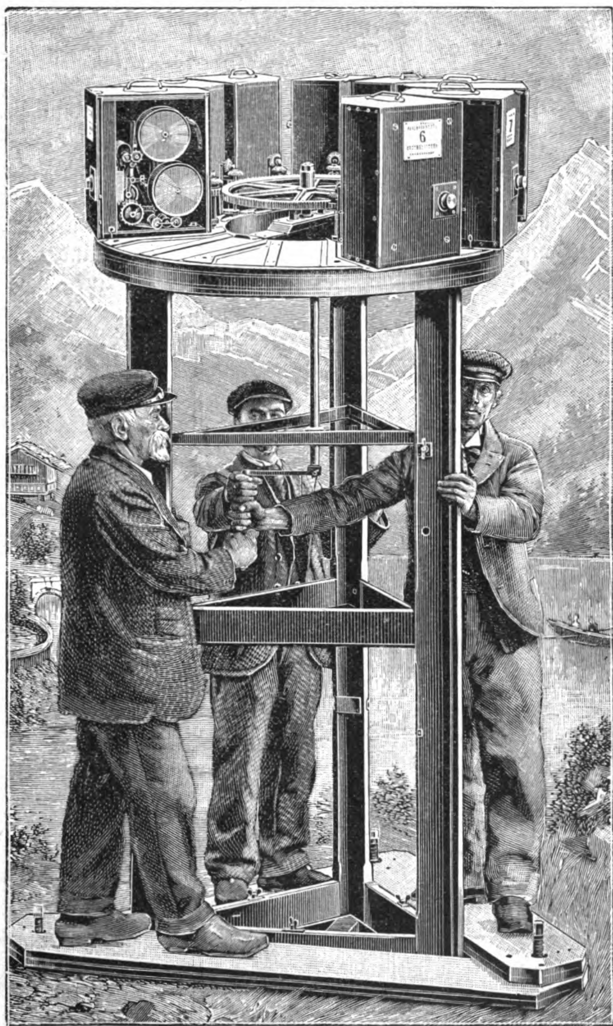
In dunkler Nacht ward die Reise in dem elenden offenen Fuhrwerke des Schenkwirtes gewagt. Alles ging glücklich

von statten; noch eine halbe Stunde und die Flüchtigen waren in Sicherheit. Die beiden jüngeren Knaben liegen auf dem Schoße des Vaters und schlafen; der ältere sitzt an der Ecke des Fuhrwerks und schläft ebenfalls. Plötzlich scheuen die Pferde vor irgend einem Gegenstand, bäumen sich, und der Knabe ist durch den jähen Stoß vom Sitze gefallen, der Wagen über ihn hinweggegangen, und als der entsetzte Vater aus dem Wagen springt, um zu Hilfe zu eilen, hebt er eine Leiche vom Boden auf.

So langt er bei seiner Gemahlin an. Am zweiten Tage findet das Begräbnis des armen Kindes statt. Der Trauerzug entfernt sich vom Hause; das jüngere Söhnchen sieht vom Fenster nach, lehnt sich zu weit vor, stürzt hinab und ist auf der Stelle tot. In der dritten Nacht wird das jüngste Kind von heftigen Brustschmerzen befallen. Der Vater eilt in die Apotheke; dort giebt man ihm ein beschwichtigendes Mittel zum inneren Gebrauche und irgend ein Opiat zur äußeren Anwendung. In der Nacht, durch die Verluste und den Jammer der vorhergegangenen Tage fast sinnlos gemacht, durch die Angst für das leidende Kind aller Kraft und Besonnenheit beraubt, verwechselt der Vater die Mittel, giebt dem Kinde das Opiat und vergiftet es. Die Mutter wurde wahnsinnig und endete nach einigen Jahren ein elendes, sieches Leben. Der Baron aber löste die drei verpfändeten Glieder der Kette wieder ein, die von nun an unter dreifachem Verschlusse von ihm aufbewahrt wurde. Er lebte noch in den sechziger Jahren, von seinen Kindern ist zu seinen Lebzeiten keines mehr gestorben, aber seine Gemütsruhe hat der Baron nicht wiedergefunden. C. T.

Neue Erfindungen: I. Apparat für das Aufnehmen von kinematographischen Panoramen. — Die großen Panoramen, die in den Hauptstädten aller Länder seit den letzten Jahrzehnten zu den ständigen Schaustellungen gehören und durch ihre große Naturtreue die allseitige Bewunderung erregen, haben nur den einen Mangel, daß die darauf befindlichen Figuren und beweglichen Gegenstände, wie Wagen, Schiffe u. s. w., unbeweglich sind. Jetzt

kann durch die Erfindung des Franzosen Grimoin Sanson auch dieser Mangel beseitigt und eine Wirkung erreicht werden, die dem Beschauer völlige Wirklichkeit vortäuscht. Sanson hat langer Versuche bedurft, ehe sein Apparat die jetzige Vollkommenheit erreichte, welche Aufnahmen von kinematographischen Panoramen ermöglicht. Die auf unserem Bilde wiedergegebene Vorrichtung wiegt 500 Kilogramm und besteht aus einem festen Gestell von 2,5 Meter Höhe, auf dem eine Kreisscheibe von 1,5 Meter Durchmesser angebracht ist, die zehn kinematographische Apparate trägt. Auf unserer Abbildung sind vorn drei davon weggelassen, damit man das Zahnrad sehen kann, dessen Achse drei Männer mittels einer Kurbel langsam drehen. Dieses Zahnrad setzt gleichzeitig die zehn Apparate in Thätigkeit, so daß diese auf ihren 60 Meter langen und 7 Centimeter breiten Filmstreifen kinematographische Aufnahmen machen. Jeder Apparat nimmt Horizontbogen von etwas über 36 Grad auf, so daß die Bilder lückenlos aneinander passen, sogar etwas ineinander übergreifen. Es entsteht also ein vollständiges Rundbild. Wenn man nun die Photographien mittels des Projektionsapparates auf eine ringsum ausgespannte Leinwand wirft und dabei die Kurbel dreht, so hat man einen Rundblick auf ein absolut naturgetreues und zwar lebendiges Bild, auf dem sich Menschen, Tiere, Gefährte u. s. w. bewegen wie in der Wirklichkeit. Der Erfinder hat seinen Apparat in einer Ballongondel aufgestellt und während des Auf- und Abstieges des Ballons seine kinematographischen Aufnahmen gemacht. Die kinematographische Wiedergabe derselben in einem Panoramarundbau erregt bei dem im Mittelpunkte befindlichen Zuschauer den Eindruck, als ob er in der Gondel des Ballons eine Luftreise mitmache, und erreicht einen bisher ungeahnten Grad von Täuschung mit sensationeller Wirkung. — Wir entnehmen diese interessanten Angaben dem „Neuen Universum“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart), dessen soeben in prächtigster Ausstattung erschienener 22. Jahrgang die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten enthält und



Apparat für das Aufnehmen von kinematographischen Panoramen.

Am folgenden Abend kam er wieder. „Es ist bestens geglückt!“ rief er triumphierend. „Hier ist das neue Instrument.“

„Ei, das ist ja eine Art Fernrohr,“ meinte die junge Dame.

„Es sieht nur so aus, meine Liebe,“ sprach er lächelnd und fuhr dann erklärend fort: „In dieser Pappröhre, in welcher vorne ein kleines Guckloch ist zum Hineinschauen, befinden sich seitwärts in richtig berechneten Winkelstellungen drei kleine Spiegel, und vorne ist vor einem gewöhnlichen Glas ein zum Abschrauben eingerichtetes mattgeschliffenes Glas angebracht. Schüttet man nun in den Raum zwischen den beiden Gläsern bunte Glasperlen oder dergleichen, so mögen diese so wild und unordentlich durcheinander liegen und rollen beim Schütteln oder Herumdrehen des Instrumentes, wie sie wollen, immer werden doch dem durch das Guckloch Hineinschauenden nach den Regeln der Katoptrik und der vervielfältigten Rückspiegelung die schönsten und phantastischesten Figuren und Arabesken vors Auge gezaubert. Schaue jetzt hinein und halte dabei den Apparat gegen das Lampenlicht.“

Sie schaute hinein. „O, wie schön!“ rief sie entzückt.

„Drehen!“

Sie drehte und that es wieder und wieder und erblickte immer neue Arabesken. „Welch herrliche Figuren zu den schönsten Stickmustern!“ sprach sie. „Und in welcher überraschenden Menge! Dieser merkwürdige Apparat hat ja mehr Erfindungsgabe als hundert geniale Zeichner haben könnten.“

„Daran habe ich auch gedacht,“ sagte Doktor Brewster. „Vielleicht wird man meine Erfindung in manchen Fabriken, wo man schöne neue Muster fortwährend braucht, gut verwenden können.“

„Und welch ein schönes unterhaltendes Kinderspielzeug ist dies!“ rief seine Braut. „Die kleinen Knaben und Mädchen werden darüber hochentzückt sein.“

„Wahrhaftig, das ist richtig,“ sagte er überrascht. „Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.“

„Wie willst du dies neue Instrument benennen?“

„Kaleidoskop.“

„Nimm doch ein Patent darauf!“

„Selbstverständlich werde ich das.“

„Vielleicht wird deine reizende Erfindung sehr einträglich.“

„Hoffentlich! Dann brauche ich nicht mehr auf die Vakanz der mir zugesagten Professur zu warten. Vielleicht hat das Kaleidoskop die Kraft, unsere glückliche Vereinigung fürs Leben rascher zu bewirken, als wir dachten.“

Dieser schöne Gedanke ging in der That in Erfüllung. Brewster verwertete sein Patent sehr vorteilhaft. Das Kaleidoskop erregte Aufsehen, fand den größten Beifall und wurde ein beliebtes Kinderspielzeug. F. L.

Kämpfe mit Wildkatzen. — Die Jagd der Wildkatze kann unter Umständen sehr gefährlich werden, weil das Tier, wenn es angeschossen wird, den Menschen nicht selten angreift. Man jagt sie am liebsten bei Schnee, weil man sie dann spüren und bis zu ihrem Ruheplatz verfolgen kann. Gewöhnlich liegt sie den ganzen Tag auf einem Aste ausgestreckt, von wo sie ihre Beute belauert. So sieht sie der Jäger, wie sie ruhig daliegt und ihn nach Art des Baummarders und Luchses mit funkelnden Augen anstarrt. Die Hunde fürchtet sie so wenig, daß sie, ehe sie den Jäger gewahrt, oft freiwillig vom Baume herunterkommt; es setzt dann fürchterliche Kämpfe ab. So kämpfte im Jura ein wilder Kater, auf dem Rücken liegend, siegreich gegen drei Hunde, von denen er zweien die Tatzen tief in die Schnauzen gehauen hatte, während er den dritten mit den Zähnen fest gepackt hielt — eine Verteidigung, zu der er des äußersten Mutes und der größten Gewandtheit bedurfte, und welche gleichzeitig eine hohe Klugheit verrät, da er nur so sich der Hundebisse erwehren konnte. Jetzt ist die Wildkatze in den deutschen Wäldern selten geworden, früher jedoch war sie ziemlich häufig, und manches Abenteuer mit ihr wird in älteren Werken erzählt. So erzählt Hohberg: „Anno 1640 bin ich zu Pardupitz auf die Entenpirsch gegangen, hat der

Hund im Rohr eine wilde Katze gewittert und sie auf einen Baum hinaufgetrieben. Der Hund ist dann um den Baum herumgegangen und hat die Katze angebellt, wie er denn ein sonderlicher Katzenfeind und ein starker, bissiger Hund gewesen ist. Als ich das mit großem Entenschrot geladene Gewehr anlegte und die Katze herunterschießen wollte, hat sie einen Sprung in das Rohr gemacht, der Hund ist ihr aber nachgeeilt und hat sie ergriffen. Ich mochte in dem dichten Gezausicht nicht schießen, zog meinen Degen und drang in das Rohr, wo ich den Hund mit der Katze verwickelt fand, und ich spießte sie auf der Erde durch und durch. Die Katze, als sie sich verwundet fühlte, ließ sofort von dem Hunde ab und schwang sich, so durchstochen, mit großer Furie an der Klinge gegen meine Hand empor, daß ich den Degen fallen lassen mußte. Inzwischen aber ersah der von der Katze befreite Hund seinen Vorteil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so fest, daß ich Zeit hatte, den Degen aus der Katze zu ziehen und ihr vollends den Rest zu geben."

Trauriger endete ein Kampf mit einer Wildkatze, welchen ein Jagdbesitzer folgendermaßen erzählt: „Nahe meiner Heimat heißt noch heutigen Tages eine Forstabteilung „Die wilde Katze". Dieser Name verdankt einer unglücklichen Jagdgeschichte seine Entstehung. Ein Waldläufer spürte eines Wintermorgens im frischgefallenen Schnee eine Wildkatzenfährte und folgte ihr, erfreut über das ihm zu teil gewordene Jagdglück und die in Aussicht stehende, damals bedeutende Schußprämie. Die Fährte verlief bis zu einer gewaltigen hohlen Buche, auf welcher das Tier aufgebäumt haben mußte. Auf den Aesten war es aber nicht zu sehen, es mußte also im Inneren des Baumes irgendwo verborgen sein. Der Waldläufer macht sich schußfertig und nimmt seinen Revierhammer hervor, um durch Anklopfen mit demselben die Katze aus dem Baume zu vertreiben. Er thut einige Schläge und ergreift flugs sein Gewehr, um die etwa sich zeigende Katze sogleich beim Erscheinen mit einem wohlgezielten Schusse zu empfangen. Vergeblich; sie erscheint

nicht. Er muß noch einmal anklopfen. Noch immer will sie sich nicht zeigen. Er klopft also zum drittenmal; aber — noch hat er nicht das Gewehr zum Anschlage erhoben, da sitzt ihm die Katze im Nacken, reißt ihm mit ihren Tatzen die dicke Pelzmütze vom Kopfe und haut sich fest in seinen Kopf ein, mit den Zähnen das dicke Halstuch zerreißend. Dem Ueberraschten entfällt das Gewehr, er vergißt fast, sich zu verteidigen, und sucht bloß Hals und Gesicht vor den wütenden Bissen zu schützen. Dabei schreit er laut um Hilfe seinem in demselben Walde befindlichen Sohne zu. Die Katze zerfleischt ihm die Hände, zerbeißt ihm das Gesicht, zerreißt das Tuch, ängstlicher wird sein Hilferufen, größer seine Angst. Da empfängt er einen grimmigen Biß in den Hals und stürzt nieder. So findet ihn sein Sohn, die Katze noch wütend auf ihm, die Nackenmuskeln zerreißend. Er versucht das wütende Tier wegzureißen; er nimmt seinen Hammer und schlägt auf die Katze los. Endlich trifft sie ein Hammerschlag auf den Kopf, und sie erliegt.

Der Lärm hat Vorübergehende herbeigezogen; man bringt den Bewußtlosen nach Hause, verbindet ihn, so gut es geht, und schickt nach einem Arzte. Endlich kommt der zerschundene und zerfleischte Mann wieder zu sich und erzählt in kurzen, gebrochenen Sätzen seinen fürchterlichen Kampf. Man wendet alle Mittel an, noch an demselben Tage aber verscheidet der Mann unter den entsetzlichsten Schmerzen." C. T.

Zur bevorstehenden Krönung des Königs von England. — Ueber die Ansprüche und Privilegien alter englischer Familien bei der Krönungsfeier Königs Eduard VII., die im Juni 1902 stattfinden soll, wird, wie aus einer kürzlich erlassenen Proklamation verlautet, ein besonderer Ausschuß verhandeln. Viele der Privilegien sind so althergebracht und fest begründet, daß nichts daran geändert werden wird; andere dagegen sind entweder durch neuere Gebräuche verdrängt oder müssen durch irgend ein Abkommen mit den Inhabern des Privilegiums beigelegt werden.

Zum Beispiel mußte in früherer Zeit der Lord-Großkämmerer dem König am Morgen seiner Krönung die an diesem Tage zu tragenden Strümpfe und Unterkleider bringen. Dafür erhielt er ein Geschenk von vierzig Ellen karmesinrotem Sammet zu einer Robe und das vollständige Bett, worauf der König in der Nacht vor der Krönung geruht hatte. Voraussichtlich wird bei der bevorstehenden Krönung ebenso gehandelt werden wie bei der der verstorbenen Königin Viktoria: nämlich der Lord-Großkämmerer wird sich mit einer Staatsrobe begnügen müssen.

Von jeher wurden die Grafen und Marquis von Exeter als Barone von Bedford, mit welchem Titel dieses Vorrecht verknüpft ist, zum Großalmosenier des Königs bei der Krönung ernannt, und zweifellos wird die Familie auch diesmal Anspruch auf dieses Amt erheben. Die Gebühren, die für den Almosenier abfielen, waren früher folgendermaßen angegeben. Der Almosenier bekommt: die große silberne Schale, die gewöhnlich auf die Tafel des Königs gesetzt wird und in welche das zur Verteilung bestimmte Geld gelegt wird; ein Tuch von feinster Leinwand, sowie ein Handtuch, um das Geld hineinzuknüpfen. Außerdem alle Tücher, Decken und Kleider, die für den König auf den Boden gelegt werden, um darüber zu schreiten, und eine Tonne guten Weines.

Da an eine persönliche Verteilung von Almosen heute nicht mehr zu denken ist und weder Höflinge noch das Volk Gelegenheit haben werden, Tücher, Decken und Kleider für den König auszubreiten, so wird sich der Marquis von Exeter wohl wie bei der Krönung Viktorias mit der silbernen Almosenierschale, die auch diesmal nicht auf der Tafel des Königs fehlen wird, bescheiden müssen.

Als Herr von Worksop-Manor in Nottingham hat der Herzog von Newcastle das Vorrecht, den Handschuh für die rechte Hand des Königs zu besorgen, auch darf er den rechten Arm des Königs stützen, solange dieser bei der Krönung das Scepter hält. Mit diesem Vorrechte waren früher große Einkünfte verbunden, bis bei ihrer Krönung

Königin Anna (1702—1714) entschied, die Ehre, den Handschuh zu besorgen und den Arm des Gekrönten zu stützen, sei an sich schon überreicher Lohn.

Der Lord-Mayor von London besitzt das Privilegium, dem König am Krönungstage nach dem Königsmahl einen goldenen Becher mit Wein zu überreichen, dafür erhält er den goldenen Becher mitsamt dem Deckel als Geschenk des Königs.

Der Oberspeisemeister bekommt kein Geldgeschenk, dagegen ist alles, was an Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, sowie an Wild in den Speisekammern zurückbleibt, sein Eigentum.

Als Herr von Addington-Manor besitzt der Erzbischof von Canterbury das Privilegium, für den zweiten Gang beim Krönungsmahl sorgen zu dürfen. Die Speise, die diesen Gang bildet, heißt „Gerout", und die Zubereitung derselben ist ein seit Jahrhunderten gehütetes Geheimnis. Man weiß nur, daß sie aus Mandeln, Milch, Schweinefleisch, Geflügel, Zucker, Saffran und Gewürzen besteht.

Die meisten Vorrechte, aber dafür auch die meiste Arbeit bei der Krönung hat der Herzog von Norfolk als Lord-Marschall von England. Er hat auch für die Wachen zu sorgen, die vor, während und nach der Krönung die Thüren der Westminsterabtei hüten. Dafür erhält er die Rückenstücke aller Schwäne und Kraniche, die auf die Tafel des Königs kommen, das Tafeltuch und die Pferde, worauf König und Königin zur Krönung reiten. Außerdem erhält er am Tage der Krönung, als Zeichen seines Amts, einen goldenen Marschallstab.

Dem Dekan von Westminster bringt eine Krönung eine keineswegs geringe Nebeneinnahme. Ihm, beziehungsweise dem Kapitel, gehört alles, was zum Zwecke der Krönung in die Kirche gebracht wird (natürlich mit Ausnahme der Kroninsignien), zum Ersatz dafür, daß die Kirche vor der Krönung vier Monate lang, zum Zweck der Ausschmückung und Vorbereitung zu dieser Feierlichkeit, geschlossen wird.

Auch eine Dame besitzt ein Privilegium bei der Krönung.

Es ist das des Kräuter- und Blumenstreuens und ist im Besitz der Familie Fellowes. Bei der bevorstehenden Krönung wird ein Fräulein Fellowes Rosmarin und Blumen auf den Weg des Königs Eduard VII. und seiner Gemahlin streuen.

W. Stelljes.

Eine seltsame Schlangenfütterung. — Schlangen werden



Die Riesenschlange vor der Fütterung.

in der Gefangenschaft oft melancholisch, verschmähen jedes noch so verlockend ihnen dargereichte Futter und gehen zu Grunde, wenn es nicht schließlich doch gelingt, ihnen auf irgend eine Weise die nötige Nahrung beizubringen. Eine derartige Erfahrung mußte man auch kürzlich im Zoologischen Garten des Broux Park machen. Die neu eingelieferte, acht Meter lange Riesenschlange war über den Verlust der Freiheit



Die Fütterung.

so betrübt, daß sie kein Futter mehr annahm und entschlossen schien, den freiwilligen Hungertod zu sterben. Man wollte das wertvolle Tier nicht verlieren, und so entschloß man sich, den geplanten Selbstmord durch gewaltsame Fütterung zu verhindern.

Der Hauptwärter ließ vier frisch getötete und abgezogene Kaninchen an einer langen Stange befestigen, ging dann in den Käfig der Schlange, warf ihr eine Decke über den Kopf, packte sie gleichzeitig fest am Halse und zog den Kopf aus dem Käfig, während gleichzeitig die übrigen Wärter sich des glatten kalten Tieres bemächtigten. Neun Mann waren nötig, das mächtige Tier einigermaßen zu strecken.

Dann kam der wichtigste Teil des Unternehmens, die gewaltsame Fütterung. Durch einen kräftigen Druck am Halse zwang der Hauptwärter die Riesenschlange, ihre Kinnladen zu öffnen, und im gleichen Augenblick schob ihr ein anderer das erste Kaninchen in den Rachen. Das zweite, dritte und vierte folgte. Als die Ladung im Magen war, wurde die Stange zurückgezogen und der Schlange statt dessen ein Schlauch in den Hals gesteckt.

Ein ordentlicher Guß warmen Wassers wurde durch diesen den Kaninchen nachgesandt und dann das Tier in den Käfig zurückbefördert, wo es bald in die den Schlangen eigentümliche Verdauungslethargie verfiel. H. Sch.

Ein kluger Pfarrer. — In einem hessischen Dorfe wurde die Unsitte des Neujahrschießens bis zur Unerträglichkeit ausgeübt. Alle polizeilichen Maßnahmen dagegen blieben ohne Erfolg. Da griff der Pfarrer ein und eiferte scharf gegen diese feuergefährliche und ruhestörende Sitte, aber auch ohne jeden Erfolg. Nun veranlaßte er die Bestrafung einiger Bauernburschen, welche in der Neujahrsnacht im Schießen wieder Großes geleistet hatten. Damit goß er aber Oel ins Feuer, denn das ganze Dorf ward ihm so feindlich gesinnt, daß seines Bleibens im Dorfe nicht länger war; er ließ sich versetzen und zog ab.

Sein Nachfolger, der spätere Oberkonsistorialrat Doktor

Beimer, war auch kein Freund der Neujahrschießerei, ging aber der Unsitte auf anderem Wege zu Leibe. Als der Sylvesterabend wieder gekommen war, lud er alle erwachsenen Burschen des Dorfes zu sich ins Pfarrhaus ein. Die Neugier trieb alle hin, aber statt mit einer Straf- und Bußpredigt, wie sie erwartet, empfing sie der Pfarrer mit großer Freundlichkeit und eröffnete ihnen, daß er ein großer Freund des Neujahrschießens sei, und daß sie ihm keine größere Freude machen könnten, als wenn sie recht tüchtig darauf los schießen wollten. Dann ließ der Pfarrer Butter und Käse, Brot und Wein auftragen und bewirtete die Burschen vortrefflich, und ehe sie sich entfernten, teilte er noch Pulver unter sie aus, so viel nur jeder haben wollte. Mit dem Glockenschlage Zwölf begann dann eine Kanonade, wie sie zuvor im Dorfe nie gehört worden war, und hielt bis zum hellen Morgen an.

Am nächsten Sylvesterabend ließ der Pfarrer die schießlustige Jugend wieder zu sich einladen. Sie kamen alle, es fehlte kein Mann. Der Pfarrer sprach ihnen seine große Zufriedenheit mit ihren Leistungen im vorigen Jahre aus und verteilte wieder Pulver unter sie, so viel jeder zu gebrauchen gedachte; aber Wein, Brot und Käse gab es diesmal nicht, weil, wie er äußerte, ihn die Speisung im vorigen Jahre zu teuer gekommen war. Darauf zogen die Schießer enttäuscht ab, sie schossen, aber bei weitem nicht so viel wie im Jahre zuvor.

Am folgenden Sylvesterabend war die Schießgesellschaft wieder bei dem Pfarrer versammelt, und dieser bat sie, ihn auch in diesem Jahre wieder durch tüchtiges Knallen zu erfreuen, wie sie die beiden Jahre vorher gethan, bedauerte aber, ihnen in diesem Jahre auch kein Pulver geben zu können.

Die Gesellschaft zog mit langen Gesichtern ab, und der Pfarrer hörte noch, wie sie draußen zu einander sagten: „Wenn der Pfarrer nun auch kein Pulver mehr geben will, so mag er sich schießen lassen, von wem er will. Wir wären ja doch rechte Narren, wenn wir für unser

Geld Pulver kauften und verknallten, weil ihm das Spaß macht!"

In dieser Sylvesternacht fiel im Dorfe nicht ein Schuß und in den folgenden Sylvesternächten auch nicht. C. T.

Das Danziger Goldwasser, auch „Danziger Tropfen" genannt, wird jedermann bekannt sein, und wer sich einige Zeit in dem altehrwürdigen Danzig, dem „nordischen Venedig", aufgehalten hat, hat jedenfalls auch den „Lachs", jene sehenswerten Räumlichkeiten kennen gelernt, in welchen das Goldwasser hergestellt und verschenkt wird. Der Name „Lachs" dürfte von dem holländischen lakken = eine Flasche zulacken, versiegeln, herkommen. Bereits im Jahre 1898 beging der „Lachs" das Jubiläum seines dreihundertjährigen Bestehens. Aber nicht nur in Deutschland ist jener helle Trank, in welchem die feinen Goldblättchen so geheimnisvoll glitzern, berühmt und bekannt, sondern auch im übrigen Europa und in überseeischen Ländern. Und das Gold in den „Danziger Tropfen" ist echtes, lauteres Gold, denn nur solches behält in der Flüssigkeit seinen Glanz. Bereits seit dreihundertunddrei Jahren wird das „Danziger Goldwasser" nach dem Rezepte hergestellt, welches Ambrosius Vermöllen, ein Holländer, im Jahre 1598 nach Danzig brachte. Vermöllen wurde am 6. Juli 1598 Bürger und errichtete eine Liqueurfabrik, die ununterbrochen bis auf den heutigen Tag betrieben worden ist und zwar unter dem bereits erwähnten Namen „Lachs".

Ahrent und Peter Vermöllen, vermutlich die Söhne des Ambrosius Vermöllen, setzten die Fabrik fort. Noch heute liegt Ahrent Vermöllens Rezeptenbuch vor. Später ging die Fabrik auf Salomon Vermöllen, Ahrents Sohn, über. Salomon blieb kinderlos. Als er am 16. September 1708 seine goldene Hochzeit feierte, schenkte er die ganze bereits zu hohem Ansehen gelangte Fabrik seinem Schwager Isaak Weddling, der für ihn schon seit 1696 die Verwaltung geführt hatte. Isaak Weddling war ein Meister in der Herstellung der mit Pflanzensäften verbundenen Liqueure und hat viel zum Ruhme des „Lachses" beigetragen. Als nach

seinem im Jahre 1711 erfolgten Tode seine hinterbliebene Witwe ihre Tochter mit Dirk Hecker verheiratete, nahm die Firma die Bezeichnung „Isaak Weddling Witwe und Eydam Dirk Hecker“ an.

Zur Verbreitung der Lachsfabrikate trug nicht wenig die Belagerung von Danzig durch die Russen und Sachsen im Jahre 1734 bei. Die Firma erfreute sich seitdem besonders bei den Russen großer Beliebtheit, indes gingen ihre Liqueure auch nach Spanien, Portugal, Frankreich und England. Mit dem „Guldenwasser“, „Curfürstlicher Magen“, „Cordial“, „Pommeranz“ und den übrigen Schnapssorten hat der „Lachs“ die Tafeln der brandenburgischen Kurfürsten, französischen, schwedischen, russischen und polnischen Herrscher versehen. So kaufte sich nach einer noch vorliegenden Rechnung im Jahre 1767 die Kaiserin Elisabeth von Rußland Lachsschnaps für 5152 Gulden.

Seit 1696 bis jetzt hat sich der „Lachs“ nur durch Töchter vererbt. Ein Verkauf der Lachsfabrik hat aber niemals stattgefunden. Mit einer gewissen Feierlichkeit wird bei einem Wechsel des Fabrikleiters die ehrwürdige Lade mit den geheimen Vorschriften für die herzerquickenden Mischungen dem neuen Leiter übergeben, der „auf Bürgerwort“ zu versichern hat, sie bis an sein Ende getreu zu bewahren. E. K.

Kinderbälle. — Warum veranstaltet man eigentlich Kinderbälle? Um der Kinder Verlangen und Bedürfnis, sich nach Herzenslust ausspringen und aushüpfen zu können, zu befriedigen? Ach nein. Dazu wären „Blinde Kuh“ und dergleichen Spiele viel dienlicher. Auch ist die Idee zu Kinderbällen nicht im Kopfe eines Kindes entstanden; denn kein geistig und körperlich gesundes Kind findet ohne Beeinflussung Gefallen daran, in engen Schuhen und engen Kleidern, mit Handschuhen und Fächern in der Hand zu tanzen, stundenlang nur geziert sprechen zu dürfen und sich gemessen und steif bewegen und benehmen zu müssen. Die Kinderbälle scheinen vielmehr den einzigen Zweck zu haben, den Erwachsenen das sonderbare Vergnügen zu verschaffen, Kinder

wie kleine Komödianten das Thun und Treiben der Großen im Ballsaal nachäffen zu sehen.

Die Kinderbälle sind ein Kulturprodukt einer verhältnismäßig neuen Zeit, und zwar ein Kulturprodukt von sehr zweifelhaftem Werte; denn sie ziehen schädliche Folgen nach sich in psychischer Beziehung und können auch die Gesundheit der Kinder in arger Weise gefährden.

Die Kinder finden schließlich an den für sie veranstalteten Bällen Gefallen. Die Eitelkeit mischt sich ins Spiel. Die kleine Welt macht die interessante Entdeckung, daß die Menschheit in „Kavaliere“ und „Damen“ zerfällt. Da macht dann Elsa oder Magda auf dem Heimweg aus der Schule gern einen kleinen Umweg, um ihrem „Kavalier“ vom Kinderball begegnen zu können. Wenn sie sich daran erinnert, wie er bei blendender Beleuchtung in feinem Ballanzuge oder feinem Kostüme mit ihr tanzte und sie hochachtungsvoll „Fräulein“ titulierte, da erscheint er ihr als ein ganz anderes Wesen als ihre lärmenden garstigen Brüder zu Hause.

Kinder, welche in das Ballgetriebe hineingezogen, mit demselben vertraut gemacht werden, verlernen gar bald die Kunst, als wirkliche Kinder zu spielen, denn die modernen Tänze töten alle Phantasie, und Phantasie braucht das Kind bei seinen Spielen. Wie reizend ist es, Kinder zu sehen, die noch lebensfrisch und phantasiereich genug sind, aus eigener Initiative Spiele zu organisieren!

Wollte man doch, statt die überdies so kostspieligen Kinderbälle zu arrangieren, lieber die Kinder auf alle mögliche Weise aneifern, die alten erprobten, erfrischenden Spiele zu betreiben! In einem solchen Kinderfeste liegt Poesie, und die wollen und sollen ja die Kinder haben. Ein solches Fest kostet wenig und birgt keine Gefahren für die Kinder in sich.

Die Eindrücke, welche das Kind von einem wirklichen Kinderfeste gewinnen soll, müssen einfache sein. Das sind aber die Eindrücke, welche von solch einem großstädtischen Kinderballe das Kind mit sich fortträgt, entschieden nicht. Ein solches Ballfest kann man sich nicht denken ohne strah-

lende Beleuchtung, glänzende Toiletten, Leckerbissen aller Art — kurz, alles ist darauf angelegt, im Kindesherzen Eitelkeit, Gefallsucht, Neid, Heuchelei, Genußsucht Wurzel fassen zu lassen. Die Kinderbälle sind also geeignet, all das vorhandene Gute in der Kinderseele zu töten, dem Kinde das Verlangen nach berauschenden und kostspieligen Vergnügungen einzuflößen, welches Verlangen dann wächst und wächst, bis es zum Bedürfnis wird.

Auf den Kinderbällen kann das Kind allerdings gesellschaftlichen Chic lernen und sich aneignen. Schüchterne werden couragierter, Stille lebendiger — aber diese Bälle berauben das Kind der Naivetät, der Natürlichkeit, welche es bekanntlich weit besser kleidet als alle Pracht und Eleganz. Auf solchen Bällen lernt das Kind auch die üble Gewohnheit, andere zu kritisieren, durch die Hechel zu ziehen. Es erwacht im Kinde oder vielmehr es wird in ihm geweckt die Intriguenlust, der Neid, ja selbst die Eifersucht, wenn einer der kleinen Komödianten die Rolle eines Kavaliers geschickter und mit mehr Erfolg spielt als seine Kameraden; oder wenn eines der geputzten Mädchen ein schöneres, feineres Kleid hat als das andere. Aus vorurteilsfreien und ungekünstelten Jungen werden eitle Gecken, die vor irgend einer Sünde weit weniger erschrecken als über eine schlecht sitzende Hose oder eine unrichtig angesteckte Blume.

Aber nicht nur die Seele nimmt Schaden, auch die Gesundheit ist sehr gefährdet auf Kinderbällen.

Es ist gewiß schön, tanzende Kinder zu sehen, weit schöner, als wenn Erwachsene tanzen — so weit man unsere modernen Tänze überhaupt schön nennen kann. Aber so wenig der Ball an und für sich für Kinder paßt, so wenig eignet sich für das Kind der Tanz in seiner modernen Gestalt. Die jagende Unruhe, welche das ganze Leben unserer Zeit kennzeichnet, hat ihren Ausdruck auch im Tanze gefunden, der nicht mehr darauf angelegt ist, ästhetisches Behagen zu entwickeln und hervorzurufen, sondern eher nur zur Befriedigung des Bedürfnisses nach starker Bewegung, sowie zur Hervorbringung jener Art von Wildheit zu dienen

scheint, die noch in des Kulturmenschen Busen schlummert. Die keuchenden Paare, die im dunstgeschwängerten, staubigen Tanzsaale herumwirbeln, wie gut symbolisieren sie unserer Zeit leidenschaftliches Jagen nach Gewinn und Genuß!

Die bei den modernen Tänzen üblichen komplizierten Schritte eignen sich bloß für Erwachsene; von Kindern ausgeführt wirken sie nur störend auf das Schönheitsgefühl ein, um so störender, mit je größerer Virtuosität sie ausgeführt werden. Unwillkürlich denkt man an die viele Mühe, welche die kleinen Füße hatten, bevor sie die erreichte Fertigkeit erlangten — und damit ist das ästhetische Behagen weg. Der denkende Beobachter vermißt auch in der kleinen Tänzer Antlitz den naiven, kindlichen Ausdruck und in den Bewegungen die Weichheit und das natürliche Behagen, welches sonst die kindlichen Spiele und Unterhaltungen auszeichnet und einen so starken Eindruck auf uns Erwachsene macht. Unsere modernen Gesellschaftstänze passen mithin durchaus nicht für die Kinder.

Sollen die Kinder also überhaupt nicht tanzen? — O ja, sie sollen tanzen; schon deshalb, weil ihre kleinen Beine wie geschaffen sind für rhythmische Bewegungen, und weil durch den Tanz die ästhetische Körperentwickelung ebenso gefördert wird wie durch zweckentsprechende Gymnastik — aber sie sollen nicht Walzer, Polka oder gar Galopp tanzen, sondern jene Tänze, welche die Völker in ihrer Kindheit tanzten. Da reichte man sich die Hand zum Reigen und schwenkte sich herum beim Klang eines Liedes; denn in den alten Zeiten waren Tanz und Sang stets untrennbar verbunden, wie dies heute noch bei den so lieblichen schwedischen Nationaltänzen der Fall ist. Reigentanz und Tanzspiele sind die einzig richtigen Tänze für die Kleinen. Das haben auch die beiden großen Kenner der Kindesseele, Pestalozzi und Fröbel, erkannt und in ihr Erziehungsprogramm die Pflege der mit Gesang verbundenen Tanzspiele aufgenommen.

A. Weis-Ulmenried.

Aerzte aller Nationen in China. — Eine hübsche Erinnerung an die jetzt glücklicherweise beendete internationale



Aerzte aller Nationen in China.

Expedition nach China bildet die Photographie, von der unser Bild auf S. 241 eine Wiedergabe ist. Sie stellt keine Kriegsthat dar, sondern führt uns eine Gruppe von Militärärzten aller beteiligten Nationen vor Augen, deren Wirken zwar weniger geräuschvoll und in die Augen fallend als das der Soldaten, aber jedenfalls nicht minder schwierig und verantwortungsvoll gewesen ist. Das Bild wurde von dem japanischen Leutnant Okiata im nordchinesischen Hospital von Schanhaikwan aufgenommen, und der Beschauer unterscheidet an den Gesichtszügen und der Uniform leicht den Militärarzt deutscher, russischer, englischer, französischer, japanischer u. s. w. Nationalität. Der Einsender fügt dem Bilde die Bemerkung bei, daß die Aerzte aller Nationalitäten stets in freundschaftlichstem Einvernehmen sich ihrer humanitären Aufgabe widmeten, und daß die politischen Gegensätze und Reibereien, die bei den Truppen so schwer zu überbrücken waren, bei ihnen nie hervortraten. O. H.

Die Sage vom eisfreien Nordpol. — Trotz aller Polarreisen und scharfsinnigen Beweise der Gelehrten hat sich die Sage von dem eisfreien Meer am Nordpol unter den Bewohnern der nordischen Länder erhalten. Nach dieser Sage giebt es am Pol ein offenes, eisfreies Meer, belebt von Milliarden verschiedenartiger Fische und umschwärmt von großen Scharen Vögeln. Inmitten dieses Meeres erhebt sich ein blühendes Eiland, umspült von warmen Wogen, umweht von einer so milden Luft, daß die märchenhaft schönen Bäume und Blumen, die auf dieser Insel wachsen, kein rauher Nordwind welken macht. Dieses eisfreie Meer stellt die Sage als eine feststehende Thatsache hin. Aber so viele Nordpolfahrer sich auch aufmachen mögen, die beschwerliche und gefährliche Reise zu bestehen, um das eisfreie Nordmeer zu erreichen und die herrliche Insel zu sehen, so sagt man in den nördlichen Gegenden Rußlands doch: Sie werden nichts erreichen, denn die Zeit des Friedens ist noch nicht da — der letzte Johannisjünger ist noch nicht erschienen.

Diese Sage von den Johannisjüngern lautet folgendermaßen:

Einst war Rußland bis in den höchsten Norden ein blühender Garten. In diesem Eden lebten die Menschen fried- und tugendsam, das Erdreich trug Frucht tausendfältig, und die Bäume saftige Früchte in vielen Arten. So war es und so blieb es, bis der Herr das ganze Land in eine Einöde verwandelte. Das geschah an einem Freitag durch Johannes, den Lieblingsjünger des Heilands.

Nach der Kreuzigung Christi predigte Johannes dessen Lehre, seine Mahnworte aber: „Liebet euch untereinander!" wurden von den Menschen nicht beachtet, ja er selbst wurde von Haß und Neid verfolgt. Er floh deshalb mit seinen Jüngern von Land zu Land, von Ort zu Ort. Nirgends fand er Ruhe, nirgends fand er Rast. So kam er auch nach Rußland, und zwar an einem Freitag. Und wie Johannes in den Tempel des Landes kam und das Volk zum Frieden und zur Liebe ermahnte, von welchen es, durch die Schönheit und Ueppigkeit des Landes verleitet, gewichen war, da spotteten sie seiner, sie schlugen ihn und trieben ihn zum Lande hinaus mit seinen Jüngern, dem weiten Norden zu.

Wo auf dieser Flucht Johannes ging, wo er den Staub von seinen Füßen schüttelte, da verwandelte sich das blühende Land in eine Einöde. Schnee und Eis umhüllten die Erde, und diese erstarrte in einem ewigen Winter. Johannes aber floh dem Nordmeere zu. An der Küste angekommen, nahm ihn und seine Jünger ein Schiff auf und entführte sie der Rache der Bösewichte. Er steuerte unausgesetzt dem Norden zu, und kein Schiff vermochte ihm zu folgen, denn hinter ihm gefror das Meer sofort zu Eis; die Wogen erstarrten — ein ewiger Winter kam.

Hoch droben am Nordpol im eisfreien Meer, auf einer schönen Insel, lebt Johannes noch jetzt mit seinen Jüngern. Niemand kann zu ihm, denn undurchdringliches Eis umgiebt das freie Wasser. Von Zeit zu Zeit aber durchbricht einer der Jünger das Eis, das sich ihm öffnet, und kommt wieder

zu den Menschen und predigt ihnen das Evangelium der Liebe unverfälscht. Sein Lohn dafür ist der Tod; er stirbt, von Haß und Neid verfolgt.

Wenn aber der letzte Johannisjünger hinausgesendet wird und gestorben ist, dann wird Johannes selber sich aufmachen, Frieden und Liebe zu predigen, und dem erstarrten Lande einen neuen Frühling bringen. Die Erde wird auftauen und zu grünen beginnen, und wird wieder ein Garten Gottes sein.

So lautet die russische Sage vom eisfreien Nordpol, von Johannes und seinen Jüngern. C. T.

Künstlerischer Zimmerschmuck. — Als ein hocherfreuliches Zeichen fortschreitender kultureller Entwickelung ist es zu betrachten, daß sich die bildenden Künste in Deutschland kaum jemals einer so allgemeinen Beachtung und Wertschätzung erfreut haben wie in unseren Tagen. Die Freude an der Kunst und die Fähigkeit, ihre Hervorbringungen mit Verständnis zu genießen, ist heute nicht mehr das ausschließliche Vorrecht einer kleinen Anzahl von Gebildeten, sondern ein Gemeingut weiter Volkskreise geworden. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die während der letzten Jahre in geradezu erstaunlicher Weise gesteigerte Leistungsfähigkeit der vervielfältigenden Künste sehr viel, wenn nicht das meiste dazu beigetragen hat, diese Freude und dies Verständnis zu erwecken. Ist es doch nur wenigen Glücklichen vergönnt, ihr Heim nach Gefallen mit den Originalwerken der von ihnen bevorzugten Meister zu schmücken, während die große Mehrheit des Publikums auf Nachbildungen angewiesen bleibt, deren künstlerischer Wert, wenn es sich um wohlfeile Erzeugnisse handeln sollte, noch vor wenigen Jahrzehnten zumeist ein herzlich geringer war. Heute setzen die Erfindung neuer Reproduktionsweisen und die gewaltigen Vervollkommnungen der Technik unsere Kunstinstitute in den Stand, schon für einen ganz geringfügigen Preis Blätter von tadelloser Schönheit zu liefern, deren Betrachtung ihrem Besitzer immer von neuem Wohlgefallen und Freude erregen muß.

Ein Beweis dafür sind die von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart während der letzten Jahre veröffentlichten und allseitig mit großem Beifall aufgenommenen Kunstblätter, die wohl die denkbar beste Lösung der Aufgabe darstellen, einen geschmackvollen und wahrhaft künstlerischen Wandschmuck ganz wohlfeil zu bieten. Da liegen vor uns zunächst zwei prächtige Kupferstiche nach Defreggers berühmten Bildern „Aufbruch zur Jagd“ und „Das Tischgebet“, Blätter, die nach den sonst im Kunsthandel üblichen Preisen mit 10 bis 12 Mark durchaus nicht zu hoch bezahlt sein würden, und die von der oben genannten Verlagshandlung unseren Lesern wie jedem anderen Kunstfreunde für den geringen Betrag von 1 Mark 50 Pfennig pro Exemplar abgegeben werden. Die Wiedergabe der Originale, zu deren Lobe bei dem Weltruf des Meisters nichts mehr gesagt zu werden braucht, ist eine ganz vorzügliche, so daß nicht nur der liebenswürdige Humor, die Wärme und Innigkeit, sondern auch die hohen malerischen Vorzüge der Originale zu voller Wirkung gelangen.

Für den Kunstfreund, der bei der Ausschmückung seines Heims den belebenden Reiz der Farbe nicht missen mag, sind meisterlich ausgeführte Farbendrucke größten Formats berechnet, die, mit 16 oder 18 Farbplatten hergestellt, der Leistungsfähigkeit deutschen Kunstgewerbes das glänzendste Zeugnis ausstellen. Die „Blumen des Südens“, eine liebreizende Orientalin in phantastisch reichen Gewändern (nach dem Gemälde von E. Eisman-Semenowsky), die „Träumerei“, ein von saftig grünem Laubhintergrunde wirkungsvoll abgehobenes süßes Mädchenköpfchen (nach einem Original von A. Seifert), dürften jedem schönheitsdurstigen Auge ebensoviel aufrichtige Freude bereiten, wie das in die malerische Tracht des 17. Jahrhunderts gekleidete glückliche Liebespaar auf dem eben erst publizierten neuesten Blatte „Am Bergsee“, das einem trefflichen Gemälde von E. Schweninger mit vollster Treue nachgebildet ist. Jedes dieser drei Blätter ist für den Preis von 1 Mark zu erwerben. Und indem wir unsere Leser für den Bezug

auf den diesem Bande beiliegenden Bestellzettel aufmerksam machen, geben wir der Ueberzeugung Ausdruck, uns durch den Hinweis auf die Möglichkeit der Erwerbung eines zugleich erlesenen und äußerst wohlfeilen künstlerischen Zimmerschmuckes ihren besonderen Dank verdient zu haben. R. D.

Ursprung der Gesangvereine. — Im Jahre 1620 gründeten acht junge Leute, „so zu der Musik eine sonderbare Anmutung getragen", die „Singgesellschaft zum Antlitz" in St. Gallen. Der Verein besteht noch heutigestags; es ist der älteste Gesangverein, der überhaupt existiert. Mit den Jahren kam den Sangesbrüdern zu St. Gallen die Ueberzeugung, daß nüchterner Gesang, Gesang aus trockener Kehle, nicht ausreiche, „die matten Glieder zu erlaben und die ausgemergelten Geister wiederumb zu erquicken". Anno 1655 gesellte sich also zum Singen das Trinken. Fünfunddreißig Jahre hindurch hatten die strengen Satzungen des Vereins der tiefgreifenden Neuerung widerstrebt; seit dem Tage aber, da der Weinkrug gesiegt, sind Sang und Trank innig verbundene Elemente geblieben.

Getragen von einem warmen, vielgestaltigen Volksleben, entwickelte sich das Singvereinswesen in allen Gauen der Schweiz. Auch das erste Sängerfest wurde von Schweizern gefeiert, 1818 in Appenzell, und ein Schweizer war es, der wackere Nägeli, welcher am ersten bestrebt war, den Männergesang auf der Grundlage des Volksliedes zu einer selbständigen Kunstform emporzuheben. Die Kunde von den Schweizer Vereinen und Festen drang mit der Zeit über den Bodensee nach Schwaben hinein, wo jede volkstümliche Regung von jeher gute Nahrung fand. Im Jahre 1824 kam zu Stuttgart der erste deutsche Liederkranz zur Welt; Uhland, Schwab, Hauff, Zumsteeg und andere wackere Männer erwiesen dem Neugeborenen Patendienste. Die übrigen Schwabenstädte folgten dem Beispiele Stuttgarts; schon 1827 konnte zu Plochingen das erste Liederfest abgehalten werden, ein Volksfest im deutschesten Sinne des Wortes, damals schon wie heutzutage ein Fest des Singens, Trinkens und Redens. Nun verbreitete sich die Bewegung

ins Badische hinüber, nach Franken und Thüringen, dem Norden zu. Dort stieß sie auf bereits Bestehendes, welches umzuformen war. C. T.

Aber lauter Jungens. — Vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges kam Friedrich der Große einst von Neisse nach Brieg. Mit seinen scharfen Augen bemerkte er zwischen Schönfeld und Kreisewitz von ferne einen ihm entgegenkommenden beladenen, mit grünen Zweigen besteckten Wagen und befahl seinem Leibkutscher, demselben auszuweichen, weil es vermutlich ein Hochzeitswagen sei. Er hatte sich auch nicht geirrt. Auf dem Wagen befand sich ein junges Ehepaar, das mit seinem neuen Hausrat der neuen Heimat zuzog. Der König ließ den Wagen halten, besichtigte die Ladung aufmerksam und fragte schließlich die junge Frau, warum keine Wiege bei dem Hausrat sei. Verschämt antwortete die junge Frau, daß sie daran nicht gedacht habe.

„Ei, ei, das ist schlimm," war des Königs Erwiderung, „daran solltet ihr zuerst denken; ich brauche viel Jungens zu meiner Garde." Darauf ließ er der jungen Frau zehn Thaler für eine anzuschaffende Wiege aushändigen und rief ihr weiterfahrend zu: „Aber lauter Jungens, alle Jahre einen." A. Th.

Aus dem Leben eines Hasen. — Im Herbst des Jahres 1895 wurde bei Friedrichstein in Ostpreußen ein Hase geschossen, der um den Hals einen Drahtring trug, an dem vier Täfelchen aus Blech hingen. Das erste trug die Aufschrift: „Als Junghase den Krallen eines Habichts entrissen, geheilt und wieder entlassen. Köthen bei Tapiau, den 4. 6. 92. Heinrich Leß." Auf dem zweiten stand: „Angeschossen den 10. 9. 92. von K. Lenkeit"; auf dem dritten: „Angeschossen den 4. 10. 94. von A. Zosch"; und endlich auf dem vierten: „In Gefangenschaft geraten den 22. 10. 94. beim Besitzer Fuchs in Bärenbruch und mit Rücksicht auf seine Invalidität — es war ihm ein Auge aus- und ein Hinterlauf lahmgeschossen — wieder in Freiheit gesetzt." Ein Jahr später machte das Blei diesem bewegten Hasenleben ein Ende. D.

Der gerettete Deserteur. — Im Krimkrieg (1853—1856) desertierten drei französische Soldaten miteinander. Sie wurden wieder eingefangen und vom Kriegsgericht verurteilt, erschossen zu werden.

Schon standen sie mit verbundenen Augen auf dem Richtplatz, als ihnen angekündigt wurde, daß zwei von ihnen begnadigt werden sollten. Noch mit verbundenen Augen mußten sie auf einer Trommel würfeln, und keiner wußte, welchen das Unglück getroffen hatte. Die Schüsse fielen, und alle drei stürzten zu Boden, wiewohl nur nach einem geschossen worden war.

Man untersuchte diesen und fand, daß ihn eine einzige Kugel am Fuße gestreift hatte. Nun untersuchte man auch die beiden anderen, allein der bloße Schreck hatte sie getötet. So wurde denn nur der gerettet, der erschossen werden sollte. E. K.

Ein aufrichtiger Minister. — Im Jahre 1814 wurde Claude Beugnot, der bis dahin Polizeiminister gewesen war, zum Marineminister ernannt. Wie üblich, statteten ihm die ersten Beamten seines Ressorts einen Besuch ab; er schüttelte jedem freundlich die Hand und sagte zu ihnen: „Meine Herren, ich freue mich herzlich, Sie bei mir zu sehen. Ich weiß, daß Sie alle vorzügliche Beamte sind, Ihre Funktionen außerordentlich gut kennen, und ich mich deshalb auf Sie verlassen kann, was auch sehr notwendig ist, denn ich persönlich habe nicht die geringste Ahnung von der ganzen Marine.“ L—n.



